

# Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu

Von Joseph Jurt

Bourdieu sah sich vor die Aufgabe gestellt, die Vorstellung einer totalen Freiheit des Individuums, die ihm als eine Projektion der privilegierten Situation der Intellektuellen erschien, zu überwinden, ohne ins Gegenteil zu verfallen, in die Vorstellung einer völligen Determination des Menschen, die freilich nicht mehr biologisch bestimmt wurde wie zu Zeiten des Positivismus im 19. Jahrhundert, sondern eher kulturell als Determination durch Diskurssysteme, ökonomisch durch wirtschaftliche Verhältnisse, sozial durch Klassenstrukturen. Es ging ihm darum, die Erfahrungen der Akteure in ein Erklärungsmodell ihres Handelns zu integrieren. „Ich wollte, wenn Sie so wollen“, erklärt er im Rückblick, „die leibhaftigen Akteure wieder ins Spiel bringen, die durch Lévi-Strauss und die Strukturalisten, zumal Althusser, dadurch eskamotiert worden waren, daß man sie zu Epiphänomenen der Struktur erklärt hatte.“<sup>1</sup>

Bourdieu gelangte zu der Erkenntnis, dass Handeln nicht bloß Vollzug einer Regel ist. Auf der Basis seiner Dispositionen kann ein Akteur „Spielzüge“ durchziehen, die nicht vorhergesagt werden können. Es galt, das Paradox zu beschreiben, dass ein Verhalten auf Ziele gerichtet sein kann, ohne bewusst durch sie geleitet zu sein. Der Rekurs auf das Bewusstsein des Akteurs kann hier nicht weiterhelfen, das Prinzip der Regel ebenso wenig. In seinen frühen Arbeiten griff Bourdieu auf Max Weber zurück, der auch die Beziehung zwischen den objektiven Chancen und den subjektiven Erwartungen thematisierte. Er bezog sich zunächst auf den Weberschen Begriff des Ethos, um die Verinnerlichung objektiver Beziehungen zu bezeichnen.

## 1. Die Entstehung des Habitus-Begriffs: kollektive Denkformen einer Epoche

Dann aber wird der Begriff des *Habitus* für ihn zu einer zentralen Kategorie. Zunächst verwendete Bourdieu den Begriff des *Habitus* im Rückgriff auf Marcel Mauss, um bestimmte Körperhaltungen zu beschreiben.<sup>2</sup> Der Körper ist für ihn nicht bloß eine Sache, ein „An-sich“ wie bei Sartre, die durch das Bewusstsein beherrscht werden muss, sondern eine Ausdrucksweise, die auf kollektive Gewohnheiten verweist, die von einer Gesellschaft zur anderen variieren. Bourdieu stellte das fest, als er die Gangart der Bauern im Béarn beobachtete. Nach Mauss entstehen die Körperhal-

---

1 Pierre Bourdieu: Rede und Antwort. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= edition suhrkamp. 1547.) S. 28.

2 Siehe dazu Gisèle Sapiro: Une liberté contrainte. La formation de la théorie de l'habitus. In: Pierre Bourdieu sociologue. Unter der Leitung von Louis Pinto, Gisèle Sapiro und Patrick Champagne. In Zusammenarbeit mit Marie-Christine Rivière. [Paris:] Fayard 2004. (= Histoire de la pensée.) S. 49–78.

tungen nicht durch Nachahmung, sondern werden anerzogen. Der „wilde“ Körper wird „kulturiert“, zeitlich strukturiert durch die pädagogische Arbeit, die den Aufschub der unmittelbaren Triebbefriedigung verlangt. Die pädagogische Autorität prägt „jene zeitlichen Strukturen ein, die den Habitus in die Logik des Aufschubs und des Umwegs, folglich des Kalküls, einführen“.<sup>3</sup> Indem er die „Kultivierung“ des Körpers unterstreicht, hebt sich Bourdieu von einer behavioristischen Sichtweise ab, die die Verhaltensweisen nur auf physiologische Reflexe reduziert. „Der Körper denkt immer.“<sup>4</sup>

Bezog Bourdieu den Begriff des Habitus zuerst im Gefolge von Mauss auf Körpertechniken, so weitete er dieses Konzept später auch auf intellektuelle Wahrnehmungsweisen (in ihrer kollektiven Form) aus, vor allem nach der Lektüre von Erwin Panofskys Buch *Gothic Architecture and Scholasticism*, das Bourdieu 1967 in seiner Reihe „Le sens commun“ herausgab.<sup>5</sup> Im Unterschied zu einer Konzeption, die den Menschen als passives Wesen versteht, das die Eindrücke der Welt aufnimmt, stand Bourdieu der neukantianischen Tradition nahe, die den aktiven Charakter der Erkenntniskategorien betont, ihre strukturierende Funktion als symbolische Form einer historischen Epoche, ein Gedanke, der auch bei Panofskys Analyse der Perspektive als einer historischen Form zugrunde liegt. Für Bourdieu sind aber, ähnlich wie bei Durkheim und Mauss, die strukturierenden Erkenntniskategorien nicht universell, sondern spezifisch für bestimmte soziale Gruppen in einer bestimmten historischen Situation. Er übernahm den Habitusbegriff von Panofsky, um ihn gleichzeitig zu reinterpreten. Mit Panofsky hatte der alte Habitusbegriff, der schon bei Aristoteles und dann in der Rhetorik Ciceros eine bedeutende Rolle gespielt hatte, wieder einen neuen theoretischen Status erlangt. Panofsky hat in dem genannten Werk über gotische Architektur und Scholastik, das 1951 auf Englisch erschien, die kunstgeschichtliche These aufgestellt, dass gewisse Stilelemente, etwa der gotischen Architektur, sich aus *mental habits* erklären lassen, die zeitgleich auch in anderen Disziplinen aufzufinden sind und durch Schulbildung verbreitet werden. Dieser Habitusbegriff reaktiviert die geistige Dimension des Sinnpotenzials. Dann geht es um die kollektive Dimension, um die *mental habits* einer Epoche, und nicht um den spezifischen Habitus etwa eines Redners. Und schließlich handelt es sich auch um ein totalisierendes Konzept, das eine Reihe von Kulturphänomenen ursächlich erklären soll. Es ist ganz offensichtlich, dass es sich bei den *mental habits* um erworbene Dispositionen handelt, die gleichzeitig historisch verortet sind.

---

3 Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Aus dem Französischen von Cordula Pialoux und Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 291.) S. 199.

4 Ebenda, S. 199.

5 Erwin Panofsky: *Architecture gothique et pensée scolastique*. Traduction et postface de Pierre Bourdieu. Paris: Editions de Minuit 1967. (= Le sens commun.)



Bourdieu hat nicht bloß Panofskys Werk ediert, sondern dazu auch ein umfangreiches Nachwort geschrieben<sup>6</sup>, das 1970 in deutscher Version unter dem Titel „Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis“ in dem Sammelband *Zur Soziologie der symbolischen Formen* erschien. Schon der Titel macht ersichtlich, dass es nicht nur um eine Rekapitulation der Thesen von Panofsky geht.

Bourdieu weist zunächst darauf hin, dass die Suche nach einem Brennpunkt aller symbolischen Ausdrucksformen sich zumeist eher dem Intuitionismus, „einer transzendenten oder mystischen Sinngebung“, als einem wissenschaftlichen Impuls verdanke, der sich oft in einem Zirkelschluss zu verstricken drohe. Man finde eben das, was man schon in der Ausgangshypothese postuliert habe. Das heißt aber keineswegs, dass auf den Vergleich verschiedener Bereiche der sozialen Wirklichkeit im Namen eines engen Positivismus verzichtet werden muss. Der Vergleich – hier zwischen den scholastischen Denkgewohnheiten und gotischer Architektur – ist aber nur dann heuristisch fruchtbar, wenn man sich nicht an den Inhalten orientiert, sondern an den Formen, am *Modus Operandi*.

Nach Panofsky darf man sich nicht auf den Phänomensinn der Kunstwerke beschränken, sondern muss zum Bedeutungssinn vorstoßen. Der immanente Sinn kann nur dann erfasst werden, wenn man ikonografische Bedeutungen oder Kompositionsverfahren als „kulturelle Symbole“, als Ausdruck der Kultur einer Nation oder einer Epoche deutet. Die ästhetischen und formalen Verfahren gewinnen erst im Lichte der höheren Schicht, die sie umgreift, ihre volle Bedeutung.

Dieses Konzept, künstlerische Produkte als Ausdruck einer kollektiven Denkgewohnheit zu sehen, bedeutet zunächst einen Bruch mit der vorwissenschaftlichen künstlerischen Selbststilisierung des „schöpferischen Individuums“ – als Ausdruck des künstlerischen Selbstverständnisses im Übrigen erst seit der Romantik dominant –, das sich zum alleinigen Ursprungsprinzip des Werkes erklärt.

„Wer Individualität und Kollektivität zu Gegensätzen macht, bloß um den Rechtsanspruch des schöpferischen Individuums und das Mysterium des Einzelwerkes wahren zu können“, schreibt Bourdieu, „begibt sich der Möglichkeit, im Zentrum des Individuellen selber Kollektives zu entdecken; Kollektives in Form von Kultur – im subjektiven Sinn des Wortes *cultivation* oder *Bildung* oder, nach Erwin Panofskys Sprachgebrauch, im Sinne des *Habitus*, der den Künstler mit der Kollektivität und seinem Zeitalter verbindet und, ohne daß dieser es merkte, seinen anscheinend noch so einzigartigen Projekten Richtung und Ziel weist.“<sup>7</sup>

---

6 Pierre Bourdieu: Postface. In: Ebenda, S. 135–167.

7 Pierre Bourdieu: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Aus dem Französischem von Wolf H. Fietkau. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 107.) Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970, S. 132.

Wenn hier das Habituskonzept zuerst an der künstlerischen Produktion erprobt wurde, die der Common Sense und die Produzenten selbst dem schöpferischen Genie, dem genialen Individuum, und keineswegs kollektiven Denkgewohnheiten zuweisen, dann wurde in dieser Testreihe gleich die extremste Position auf der Skala ausgewählt. Lässt sich beim künstlerischen Schaffen der Beweis der sozialen Bedingtheit erbringen, so ist es umso leichter, die These auch für andere Formen des sozialen Handelns vorzulegen, die weniger exklusiv dem reinen individuellen Willen zugeschrieben werden. Da aber diese Bedingtheit dem Bewusstsein des Künstlers und meist auch dem Bewusstsein all derer entgeht, die derselben Kultur verhaftet sind, ist der Beweis der Bedingtheit in einem positivistischen Sinn nicht leicht zu erbringen.

Das Gestaltungsprinzip, das das Schaffen im Bereich der Philosophie und der Kunst erklärt, geht indes auf eine Institution zurück, die diesen Habitus formte, auf die Schule als verhaltensnormierende Instanz.<sup>8</sup> Panofsky gibt sich nicht mit vagen mystifizierenden Erklärungen wie „Zeitgeist“ oder „einheitliche Weltanschauung“ zufrieden, sondern identifiziert konkret eine Institution, die einheitliche Denk- und Handlungsweisen produziert.

„In einer Gesellschaft, in der eine Schule das Monopol der Vermittlung von Bildung innehat, finden die geheimen Verwandtschaften, das einigende Band der menschlichen Werte (und zugleich der Lebensführung und des Denkens) ihren prinzipiellen Nexus in der Institution der Schule, fällt dieser doch die Funktion zu, bewußt (oder zum Teil auch unbewußt) Unbewußtes zu übermitteln oder, genauer gesagt, Individuen hervorzubringen, die mit diesem System der unbewußten (oder tief vergrabenen) Schemata ausgerüstet sind, in dem ihre Bildung bzw. ihr *Habitus* wurzelt. Kurz, die ausdrückliche Funktion der Schule besteht darin, das kollektive Erbe in ein sowohl *individuell* als auch *kollektiv Unbewußtes* zu verwandeln.“<sup>9</sup>

Damit wird eine sehr alte Bedeutungsschicht des Habitusbegriffes re-aktiviert, die ihn als dauernde Beschaffenheit einer Person definiert, die nicht ursprünglich, sondern erworben ist und so zu einer zweiten Natur wird. Die erworbenen Dispositionen werden zu einer zweiten Natur, weil der Einzelne sich dieser Inkorporation nicht mehr bewusst ist.

Die zentrale Rolle der Schule ist nun gerade für die Scholastik – *nomen est omen* – evident, deren Gedankengebäude sich am Prinzip der schulischen Vermittlung, eines rein pädagogischen Imperativs orientierte, und zwar nicht bloß am Kommentar kanonischer Texte wie in den traditionellen Klosterschulen, sondern der *disputatio* und der Dialektik im Rahmen rivalisierender Denkschulen der Pariser Universität.

---

8 Vgl. ebenda, S. 138.

9 Ebenda, S. 139.



Dieser historische Spezialfall des durch die Institution Schule im Zeitalter der Scholastik geformten Habitus ist indes nach Bourdieu auf andere Gesellschaften übertragbar, die die Institution Schule nicht kennen, in denen nach der Terminologie von Durkheim und Mauss den schon mehrmals erwähnten „primitiven Formen der Klassifikation“ dieselbe Funktion zukommt.<sup>10</sup>

## 2. Die generative Dimension

Wenn der Bildungsbestand bei Panofsky als Habitus bezeichnet werde, dann bedeute dies nicht, dass es sich um ein allgemeines Repertoire von festen Antworten handle, sondern um eine Disposition, die eine Unzahl einzelner Schemata hervorbringen vermöge. „In der Terminologie der generativen Grammatik Noam Chomskys ließe sich der *Habitus* als ein System verinnerlichter Muster definieren“, schreibt Bourdieu, „die es erlauben, alle typischen Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen – und nur diese.“<sup>11</sup> Im selben Text spricht Bourdieu vom Habitus als einer „generativen Grammatik der Handlungsmuster“. Der Habitusbegriff wird so von Bourdieu über Chomskys generative Idee reinterpretiert, um dergestalt die aktive, schöpferische Seite zu unterstreichen. Bourdieu betont in den späteren Gesprächen sehr stark den generativen, ja kreativen Aspekt seines Habitusbegriffs; viele Kritiker hätten sich indes eine mechanistische Vorstellung von einem „gegen den Mechanismus konstruierten Begriff“<sup>12</sup> gemacht.

In den ersten Definitionen des Habitusbegriffs, etwa im *Entwurf einer Theorie des Handelns*, ist aber eine gewisse Nähe zu einer deterministischen Sichtweise nicht abzustreiten. Das erklärt sich wohl auch aus der damaligen Dominanz des strukturalistischen Modells. Bourdieu konnte sich der Einsicht nicht verstellen, dass sich zahllose Handlungsvollzüge ähneln (vor allem innerhalb einer Gruppe) und dass sie trotzdem nicht als bloßer Vollzug eines Befehls oder Anwendung einer Regel verstanden werden können. Der Habitusbegriff sollte aus dieser Aporie herausführen. Die leibhaftigen Akteure wollte Bourdieu eben durch die Einführung des Habitusbegriffs wieder ins Spiel bringen, den er im *Entwurf einer Theorie des Handelns* folgendermaßen bestimmte:

„Die für einen spezifischen Typus von Umgebung konstitutiven Strukturen (etwa die eine Klasse charakterisierenden materiellen Existenzbedingungen), die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung

10 Eine analoge historische Studie legte Olivier Christin vor: *Der Habitus und die Sprache des Kunstwerkes*. In: Nach Bourdieu. *Visualität, Kunst, Politik*. Herausgegeben von Beatrice von Bismarck, Therese Kaufmann und Ulf Wuggenig. Wien: Turia und Kant 2008, S. 277–288.

11 Bourdieu, *Symbolische Formen*, S. 143.

12 Pierre Bourdieu und Loïc J. D. Wacquant: *Reflexive Anthropologie*. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1793.) S. 155.

verbundenen Regelmäßigkeiten gefaßt werden können, erzeugen Habitusformen, d.h. Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein.“<sup>13</sup>

Wichtig ist der Hinweis, dass es sich beim Habitus um strukturierte Strukturen handelt, die so schon ein Produkt der Vergangenheit sind, die aber Vorstellungen und Handlungsformen der Gegenwart prägen; diese Dispositionen wirken dauerhaft, was den Eindruck von Regelmäßigkeit erweckt, obwohl keine Regel als Ursprung auszumachen ist. Man findet eine fast identische Definition im acht Jahre später publizierten Werk *Sozialer Sinn*.<sup>14</sup> Für diese Regelmäßigkeiten der Vorstellungs- und Handlungsmuster gebraucht Bourdieu oft auch das Bild eines Orchesters ohne Dirigenten oder ein Bild, das er Leibniz entlehnt: das von zwei Uhren, die vollkommen miteinander übereinstimmen, ohne dass sie von einer Person in jedem Augenblick gleich eingestellt werden. So können Praxisformen einer Gruppe oder Klasse ohne explizite Abstimmung im Einklang stehen, wobei die Handelnden selbst dies gar nicht wissen oder zumindest nicht mit Absicht so ausführen. Der Habitus bedeutet, dass sich frühere Erfahrungen in der Form von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen, die dann bei neuen Problemen in analoger Form übertragen oder modifiziert werden, was die Konstanz der Praktiken viel eher garantiert als formale Regeln oder Normen. Beim Habitus handelt es sich um ein erworbenes und nicht um ein angeborenes („natürliches“) Erzeugungsschema; darum können alle Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen frei hervorgebracht werden, die innerhalb der Grenzen dieses Habitus (als der Hervorbringungsbedingung) liegen.

„Da der Habitus eine unbegrenzte Fähigkeit ist, in völliger (kontrollierter) Freiheit Hervorbringungen – Gedanken, Wahrnehmungen, Äußerungen, Handlungen – zu erzeugen, die stets in den historischen und sozialen Grenzen seiner eigenen Erzeugung liegen, steht die konditionierte und bedingte Freiheit, die er bietet, der unvorhergesehenen Neuschöpfung ebenso fern wie der simplen mechanischen Reproduktion ursprünglicher Konditionierungen.“<sup>15</sup>

Das Konzept des Habitus erlaubt es, Freiheit zu denken, die aber nie eine absolute, sondern eine bedingte ist, was dann gleichzeitig den unbedingten Determinismus ausschließt.<sup>16</sup>

13 Bourdieu, Entwurf, S. 164–165.

14 Pierre Bourdieu: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Aus dem Französischen von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 89–90.

15 Ebenda, S. 103.

16 Zur Analogie des Konzepts zu Jürgen Links Normalismus-Begriff siehe Joseph Jurt: *Habitus und Normalismus*. In: „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heraus-



### 3. Der Habitus als Ergebnis der Sozialisation

Eine Art primärer Habitus wird im Laufe der Sozialisation in der Familie ausgebildet. Ein wichtiges Instrument der pädagogischen Arbeit ist die Anerkennung durch den anderen, wodurch das Kind schon früh das Soziale verinnerlicht. Dabei ist die Position, die die Familie im sozialen Raum einnimmt, entscheidend. Deren Dispositionen werden übernommen und im Denken, Reden und Handeln reproduziert. Das Äußere wird verinnerlicht. Wir verinnerlichen Denk- und Handlungsweisen, die mit dem sozialen Status der Eltern in Zusammenhang stehen. Spätere Entscheidungen werden nicht auf der Basis einer rationalen Berechnung der Erfolgchancen getroffen, wie es die Theorien des Homo oeconomicus oder die Spieltheorie suggerieren. Der Habitus weckt Hoffnungen, die den objektiven Bedingungen entsprechen, die als Handlungs- und Denkschemata verinnerlicht werden. Diese Verinnerlichung vollzieht sich über ein ganzes Corpus halb formalisierter Weisheiten wie sprichwörtliche Redewendungen, Gemeinplätze und ethische Vorschriften („Das ist nichts für uns“) sowie unbewusster Prinzipien, die über eine von Regelmäßigkeiten bestimmte Lehrzeit vermittelt werden, in der zwischen „vernünftigen“ und „unvernünftigen“ („Verrücktheiten“) Verhaltensweisen unterschieden wird.

Ein sekundärer Habitus wird durch die Sozialisation im Schulwesen ausgebildet, wo der primäre Habitus verstärkt oder auch modifiziert werden kann. Wenn im Habitus immer auch die Erfahrungen der Vergangenheit aufgehoben sind, so ist dieser doch nicht starr, sondern anpassungsfähig, selbst wenn die frühen Spuren stets prägend wirken.<sup>17</sup> Dass Bourdieu selbst, der aus einer einfachen Postbeamtenfamilie bäuerlichen Ursprungs stammte, mit der Professur am Collège de France die höchste akademische Stufe erklomm, widerspricht nicht seiner Habitus Theorie, die nun gerade nicht eine mechanische Determination durch das Milieu annimmt, sondern eine flexible Wirkung der frühen Prägung. Bourdieu stellte – wegen seiner Herkunft aus „bescheidenen“ sozialen Verhältnissen, allerdings verknüpft mit einer ausgezeichneten Ausbildung – bei sich selbst einen „gespaltenen“ Habitus fest, der ihn die Berufung ans Collège de France, die gleichzeitig mit der Nachricht vom Tod seines Vaters eintraf, als eine „Mischung von Anmaßung und Verrat“ wahrnehmen ließ.<sup>18</sup>

---

gegeben von Jürgen Link, Thomas Loer und Hartmut Neuendorff. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren 2003. (= Diskursivitäten: Literatur, Kultur, Medien. 3.) S. 121–133.

- 17 Siehe dazu auch Ruth Sonderegger: Praktische Theorien? In: Nach Bourdieu. Visualität, Kunst, Politik. Herausgegeben von Beatrice von Bismarck, Therese Kaufmann und Ulf Wuggenig. Wien: Turia und Kant 2008, S. 198–200.
- 18 Pierre Bourdieu: Ein soziologischer Selbstversuch. Aus dem Französischen von Stephen Egger. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002. (= edition suhrkamp. 2311.) S. 123.



#### 4. Der Habitus als Generator von Lebensstilen

Der Habitus ist freilich nicht ausschließlich ein Klassenhabitus; eine solche These würde ja auch dem Anliegen widersprechen, die Akteure wieder ins Spiel zu bringen, die von den Strukturalisten als bloße Epiphänomene der Strukturen betrachtet wurden. Als Produkt der Geschichte produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken. Der individuelle Habitus, der sich der Wahrnehmung unmittelbar darbietet und in der Form der Eigennamen gesellschaftlich identifiziert wird, ist für Bourdieu eine Variante des Klassen- und Gruppenhabitus:

„Jedes System individueller Dispositionen ist eine strukturelle Variante der anderen Systeme, in der die Einzigartigkeit der Stellung innerhalb der Klasse und des Lebenslaufs zum Ausdruck kommt. Der ‚eigene‘ Stil, d.h. jenes besondere Markenzeichen, das alle Hervorbringungen desselben Habitus tragen, seien es nun Praktiken oder Werke, ist im Vergleich zum Stil einer Epoche oder Klasse immer nur eine Abwandlung, weswegen der Habitus nicht nur durch Einhaltung des Stils [...] auf den gemeinsamen Stil verweist, sondern auch durch den Unterschied, aus dem die ‚Machart‘ besteht.“<sup>19</sup>

Bourdieu hat Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre die Ausprägungen des Habitus in der Form unterschiedlicher Lebensstile der sozialen Gruppen in Frankreich namentlich in seinem Buch *Die feinen Unterschiede* analysiert. Der Habitus erscheint hier als Prinzip der Generierung von unterschiedlichen und der Unterscheidung dienenden Praktiken:

„Was der Arbeiter ißt und vor allem, wie er es ißt, welchen Sport er treibt, welche politischen Meinungen er hat und wie er sie zum Ausdruck bringt, unterscheidet sich systematisch von den entsprechenden Konsum- und Verhaltensgewohnheiten der Unternehmer in der Industrie.“<sup>20</sup>

Der Habitus bringt aber nicht bloß unterschiedliche Handlungs- und Denkschemata hervor, sondern auch unterschiedliche Klassifikationsschemata der Handlungen der anderen. In den *Feinen Unterschieden* ging es Bourdieu nicht darum, aufzuzeigen, der Antrieb allen menschlichen Handelns sei die Suche nach dem Unterschied:

„[...] ein Unterschied, ein Unterscheidungsmerkmal, weiße Hautfarbe oder schwarze Hautfarbe, Taille oder Bauch, Volvo oder 2CV, Rotwein oder Champagner, Pernod oder Whisky, Golf oder Fußball, Klavier oder Akkordeon, Bridge oder Skat [...], wird nur dann zum sichtbaren, wahrnehmbaren, nicht indifferenten, sozial relevanten Unterschied, wenn er von jemandem wahrgenommen wird, der in der Lage ist, einen Unterschied zu machen – weil er selber in den betreffenden Raum gehört und daher nicht indifferent ist [...].“<sup>21</sup>

19 Bourdieu, Sozialer Sinn, S. 113.

20 Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= edition suhrkamp. 1985.) S. 21.

21 Ebenda, S. 2.





## 5. Der Habitus als Produkt der Geschichte

Bourdieu betont auch beim Habitus stark die Dimension der Geschichtlichkeit; wenn die Strukturen oder Institutionen in Dingen objektivierte Geschichte sind, so ist der Habitus eine im Körper inkarnierte Geschichte – allerdings; es ist aber eine „zu Natur gewordene Geschichte, die als solche negiert, weil als zweite Natur realisiert wird“.<sup>22</sup> Bourdieu illustriert darum seine Habitus-Theorie auch durch Beispiele aus der Geschichte, indem er etwa auf die Analysen des Soziologen Norbert Elias (1897–1990) zur höfischen Gesellschaft in Frankreich verweist. Die Monarchie nimmt den Monarchen in Beschlag, der damit nicht mehr ein rein privates Leben führen kann gemäß einem Wort, das aus dem Privatrecht stammte: „Le mort saisit le vif“ – „Der Tote packt den Lebenden“ –, ein Ausdruck aus dem französischen Erbrecht, der besagt, dass der Erbe unverzüglich mit Gütern und Würde ausgestattet werden muss, sodass in einem gewissen Sinn das Erbe vom Erben Besitz ergreift. Dementsprechend war ein Ludwig XIV. mit seiner Position im staatlichen Gravitationsfeld so eins, dass er spontan die Handlungen ausführte, die seinem Erbe entsprachen. Der König *ist* die Monarchie.

Wer aber neu ins Feld eintritt, verfügt nicht spontan über die erforderlichen Dispositionen, die verlangt werden, er ist nicht der „vom Erbe geerbte Erbe“; er muss seine Präsenz durch das entsprechende Verhalten legitimieren. Im 17. Jahrhundert gab es in Frankreich eine ganze Reihe von Benimm-Büchern, die dieses Verhalten vermittelten, was auch belegte, dass das ideale Verhalten als erlernbar angesehen wurde. Die „Eindringlinge“ jedoch, die sich durch ihre Hyperkorrektheit als solche bloßstellten, werden in den klassischen Komödien (wie in Molières *Der Bürger als Edelmann*) der Lächerlichkeit preisgegeben. Der Erbe selber zeichnet sich dagegen eher durch seine Lässigkeit, seine Unangestrenghheit aus. Wenn Bourdieu in den *Feinen Unterschieden* die Benimmbücher des 17. Jahrhunderts zitiert, dann auch, weil er sich bewusst ist, dass die Frage der Form, die unangestrenghte, scheinbar „natürliche“ Verhaltensweise bis heute in der französischen Gesellschaft das ist, was die soziale Distanz schafft.

Der Begriff des Habitus vermag so die Tatsache zu übersetzen, dass ins individuelle Handeln das Soziale, die Sozialisation, die Geschichte eingehen, dass diese Dispositionen nicht angeboren, sondern erworben sind, dass sie dem Einzelnen einen Spielraum innerhalb der Grenzen dieser Dispositionen lassen, die aber gleichzeitig die Tendenz haben, sich zu reproduzieren:

„Der Habitus ist nicht das Schicksal, als das er manchmal hingestellt wurde. Als ein Produkt der Geschichte ist er ein offenes Dispositionensystem, das ständig mit neuen Erfahrungen konfrontiert und damit unentwegt von ihnen beeinflusst wird. Er ist dauerhaft, aber nicht unveränderlich. Dem ist allerdings sofort hinzuzufügen, daß es schon rein statistisch den meisten Menschen bestimmt ist, auf Umstände zu treffen, die in Einklang mit denjenigen Umstän-

<sup>22</sup> Bourdieu, Entwurf, S. 171.

den stehen, die ihren Habitus ursprünglich geformt haben, also Erfahrungen zu machen, die dann wieder ihre Dispositionen verstärken.“<sup>23</sup>

## 6. Habitus und Feld

Man darf allerdings nicht vergessen, dass Bourdieu den Habitus-Begriff zuerst ausgebildet hat und dass der Feld-Begriff erst später entwickelt wurde.<sup>24</sup> Über den Begriff des Feldes beschrieb Bourdieu dann den historischen Prozess der Ausdifferenzierung und der wachsenden Autonomisierung der einzelnen Felder. Dabei betont er gleichzeitig die Korrelation zwischen Habitus und Feld. Die Historisierung des Habitus-Begriffs kann so konkreter gefasst werden. Mit der wachsenden Autonomisierung der einzelnen Felder ist auch der Spielraum der Akteure größer.<sup>25</sup>

23 Bourdieu/ Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, S. 167–168.

24 So sagte Bourdieu in einem Gespräch im Jahre 1986: „Ich glaube, daß die umfassenden theoretischen Intentionen, die sich in Begriffen wie Habitus, Strategie usw. gleichsam verdichteten, in zwar kaum entfalteter, wenig expliziter Form, aber doch von Anfang an in meinen Arbeiten präsent waren (dagegen ist das Konzept des ‚Feldes‘ neueren Datums; es entwickelte sich aus der Konvergenz von Forschungen zur Soziologie der Kunst, die ich 1970 in einem Seminar an der Ecole normale in Angriff nahm, und dem Kommentar zum Abschnitt über die Religionssoziologie in *Wirtschaft und Gesellschaft*).“ Auf die Frage über seine aktuellen Forschungen antwortete er dann im gleichen Gespräch: „Im Augenblick arbeite ich an einer ‚Theorie des Feldes‘. Ich nehme dabei, auf höherer Ebene, die bereits vorliegenden Untersuchungen zum literarischen, philosophischen, politischen Feld wieder auf und ergänze sie durch neue Analysen zum juristischen und zum Machtfeld.“ [Pierre Bourdieu:] *Der Kampf um die symbolische Ordnung*. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Axel Honneth, Hermann Kocyba und Bernd Schwibs. In: *Ästhetik und Kommunikation* 16 (1986), H. 61/62, S. 156, 162.

25 Andreas Dörner und Ludgera Vogt vertreten die These, Bourdieus Konzepte von Habitus und Kapital widersprechen „streng genommen“ seiner Feldtheorie: „Denkt man daran, dass der Habitus in klassenspezifischer Sozialisation erworben sein und sich gegenüber wechselnden Kontexten stabil verhalten soll, so merkt man, dass hier die deterministischen Tendenzen dieses Begriffes überwiegen. Nähme man Bourdieus plausible Überlegungen zu einem pluralen Nebeneinander und einer Eigendynamik der Felder ernst, so müsste man die Vorstellung von einem klassenspezifischen und somit feldübergreifenden Habitus aufgeben zugunsten einer Vielfalt von feldspezifischen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmustern.“ Andreas Dörner und Ludgera Vogt: *Medien zwischen Struktur und Handlung. Zum Strukturdeterminismus in Bourdieus Kulturtheorie und möglichen Alternativen*. In: *Mediale Erregungen? Autonomie und Aufmerksamkeit im Literatur- und Kulturbetrieb der Gegenwart*. Herausgegeben von Markus Joch, York-Gothart Mix, Norbert Christian Wolf gemeinsam mit Nina Birkner Tübingen: Niemeyer 2009. (= *Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*. 118.) S. 259. Die ‚Argumentation‘ von Dörner und Vogt wird von einer *petitio principii* bestimmt. Zuerst wird die These eines unwandelbaren, klassenspezifischen Habitus postuliert, von der aus man dann leicht einen Widerspruch zur relativen Offenheit des Feldes konstruieren kann. Bourdieu widersetzt sich ja nun gerade einem substantialistischen Klassenbegriff und konstruiert theoretische ‚Klassen‘ auf der Basis von Kapitalvolumen und -Struktur. Verkannt wird von Dörner und Vogt die für Bourdieu zentrale Kategorie der ‚Strategie‘. Je nach Struktur des Feldes kann ich meine Dispositionen und Ressourcen so oder anders einbringen. Bourdieu verneint so, im Unterschied zu traditionellen Literatursoziologen, eine Determination der literarischen Position der Akteure durch ihr klassenmäßiges Ursprungsmilieu.



Ein enges (unbewusstes) Verhältnis besteht nach Bourdieu zwischen dem Habitus und dem Feld. Der Habitus als Instrument der praktischen Erkenntnis ermöglicht es, sich unmittelbar und gleichsam unbewusst dem im Wandel begriffenen Kontext anzupassen. Die spezifische Beziehung zwischen Habitus und Feld – Bourdieu spricht von einer „Abgestimmtheit“ – ist eine zentrale Konfiguration in der sozialen Welt; Handlungen werden auf diese Weise nicht monokausal auf bestimmte „Ereignisse“ zurückgeführt. „Ereignisse“ können Anstöße sein, weil ein bestimmter Habitus ihnen eine Wirkkraft verleiht; Dispositionen können aber auch virtuell bleiben, wenn sie nicht mit einer bestimmten Situation konfrontiert werden. Handeln ist für Bourdieu weder die Konfrontation eines „Subjekts“ mit der Welt noch die mechanische Determinierung eines Aktes durch ein „Milieu“. Handeln ist vielmehr die Begegnung von zwei Realisierungen der Geschichte: der in den Dingen objektivierten Geschichte in der Form der Strukturen oder Mechanismen eines *Feldes* und der im Körper inkarnierten Geschichte in der Form des *Habitus*. Die Adaptation der Dispositionen an die Forderungen der sozialen Welt kann vollkommen gelingen (etwa, wenn ein Beamter sich völlig mit seinem Amt identifiziert); die Anpassung kann aber auch misslingen: Bourdieu erwähnt das Beispiel der algerischen Arbeiter, bei denen die Dispositionen einer präkapitalistischen Welt dem Kontext der westlich-kolonisierten Welt nicht entsprachen. „Die Beziehung zwischen Habitus und Feld ist eine Beziehung der Bedingtheit: Das Feld strukturiert den Habitus, der das Produkt der Verinnerlichung der Inkorporation der immanenten Notwendigkeit dieses Feldes ist.“<sup>26</sup> Dasselbe Verhalten hat in den einzelnen Feldern einen unterschiedlichen Stellenwert. Ostentatives Konsumverhalten kann im ökonomischen Feld valorisierend, im intellektuellen Feld diskriminierend sein. Der Habitus bringt so je nach Feld unterschiedliche Klassifizierungsschemata hervor.

„Mit ihrer Hilfe werden Unterschiede zwischen gut und schlecht, gut und böse, distinguiert und vulgär usw. gemacht, aber eben nicht die gleichen Unterschiede. So kann zum Beispiel das gleiche Verhalten oder das gleiche Gut dem einen distinguiert erscheinen, dem anderen aufgesetzt oder angeberisch, einem dritten vulgär.“<sup>27</sup>

Der Habitus ist die Verinnerlichung objektiver Strukturen des einzelnen Feldes, der damit zu einer zweiten Natur wird.

---

26 Bourdieu / Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, S. 102.

27 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 21.

## Literaturverzeichnis

BOURDIEU, PIERRE: Postface. In: Erwin Panofsky: *Architecture gothique et pensée scolastique*. Traduction et postface de Pierre Bourdieu. Paris: Editions de Minuit 1967, S. 135–167.

BOURDIEU, PIERRE: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Aus dem Französischen von Wolf H. Fietkau. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 107.)

BOURDIEU, PIERRE: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Aus dem Französischen von Cordula Pialoux und Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 291.)

[BOURDIEU, PIERRE:] *Der Kampf um die symbolische Ordnung*. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Axel Honneth, Hermann Kocyba und Bernd Schwibs. In: *Ästhetik und Kommunikation* 16 (1986), H. 61/62, S. 142–164.

BOURDIEU, PIERRE: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Aus dem Französischen von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.

BOURDIEU, PIERRE: *Rede und Antwort*. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= edition suhrkamp. 1547.)

BOURDIEU, PIERRE; WACQUANT, LOÏC J. D.: *Reflexive Anthropologie*. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1793.)

BOURDIEU, PIERRE: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= edition suhrkamp. 1985.)

BOURDIEU, PIERRE: *Ein soziologischer Selbstversuch*. Aus dem Französischen von Stephen Egger. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002. (= edition suhrkamp. 2311.)

CHRISTIN, OLIVIER: *Der Habitus und die Sprache des Kunstwerkes*. In: Nach Bourdieu. *Visualität, Kunst, Politik*. Herausgegeben von Beatrice von Bismarck, Therese Kaufmann und Ulf Wuggenig. Wien: Turia und Kant 2008, S. 277–288.

DÖRNER, ANDREAS; VOGT, LUDGERA: *Medien zwischen Struktur und Handlung. Zum Struktur determinismus in Bourdieus Kulturtheorie und möglichen Alternativen*. In: *Mediale Erregungen? Autonomie und Aufmerksamkeit im Literatur- und Kulturbetrieb der Gegenwart*. Herausgegeben von Markus Joch, York-Gothart Mix, Norbert Christian Wolf gemeinsam mit Nina Birkner Tübingen: Niemeyer 2009. (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. 118.) S. 253–268.

JURT, JOSEPH: *Habitus und Normalismus*. In: „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Herausgegeben von Jürgen Link, Thomas Loer und Hartmut Neundorff. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren 2003. (= Diskursivitäten: Literatur, Kultur, Medien. 3.) S. 121–133.



PANOFSKY, ERWIN: *Architecture gothique et pensée scolastique*. Traduction et postface de Pierre Bourdieu. Paris: Editions de Minuit 1967. (= *Le sens commun*.)

SAPIRO, GISÈLE: *Une liberté contrainte. La formation de la théorie de l'habitus*. In: Pierre Bourdieu sociologue. Unter der Leitung von Louis Pinto, Gisèle Sapiro und Patrick Champagne. In Zusammenarbeit mit Marie-Christine Rivière. [Paris:] Fayard 2004. (= *Historie de la pensée*.) S. 49–78.

SONDEREGGER, RUTH: *Praktische Theorien?* In: *Nach Bourdieu. Visualität, Kunst, Politik*. Herausgegeben von Beatrice von Bismarck, Therese Kaufmann und Ulf Wuggenig. Wien: Turia und Kant 2008, S. 197–210.

# Wie emanzipatorisch ist Habitus-Forschung?

## Zu Rancières Kritik an Bourdieus Theorie des Habitus

Von Ruth Sonderegger

### 1. Zum Ziel meiner Überlegungen

Was die Zusammenfassung und Rekonstruktion von Bourdieus Habitus-Theorie betrifft, werde ich mich kurz halten, denn dieser Teil seines Werks wird seit langem breit rezipiert und gehört zu den am besten erforschten.<sup>1</sup> Stattdessen möchte ich mich auf die Kritik konzentrieren, die an Bourdieus Habitus-Theorie geübt worden ist – insbesondere auf die von Jacques Rancière hervorgebrachte Kritik.<sup>2</sup>

Am Ende meiner Überlegungen soll aber eine von den Namen Bourdieu und Rancière durchaus ablösbare Diskussion darüber stehen, was möglicherweise impliziert ist, wenn man nach einem Habitus forscht. Mir geht es dabei vor allem um die Frage, wie emanzipatorisch bzw. anti-emanzipatorisch Habitus-Forschung ist. Oder, um es anders zu formulieren: Kann, will und soll Habitus-Forschung die in einem Habitus Befangenen daraus befreien? Verstärkt Habitus-Forschung bestehende Machtstrukturen? Ist Habitus-Forschung eine Variante der vielgescholtenen Ideologiekritik? Oder eine bessere, über sich selbst aufgeklärte Variante davon?

Rancière ist nicht zuletzt deshalb ein so scharfer wie hellsichtiger Kritiker Bourdieus, weil er dessen emanzipatorisches Anliegen teilt. Allerdings schlägt Rancière emanzipatorische Forschungsstrategien vor, die denjenigen Bourdieus diametral entgegengesetzt sind. Genauer gesagt: Rancière wirft Bourdieus Habitus-Theorie vor, dass sie überhaupt nicht emanzipatorisch sei, sondern mögliche emanzipatorische Bemühungen vielmehr schon im Keim erstickte. Darüber hinaus teilen Rancière und Bourdieu die Kritik an Althusser<sup>3</sup> elitärer Auffassung des Zusammen-

1 Siehe zur Einführung und Übersicht Gunter Gebauer und Beate Kraus: *Habitus*. Bielefeld: transcript 2002. (= Einsichten: Themen der Soziologie.); Pierre Bourdieu und Loïc J.D. Wacquant: *An Invitation to Reflexive Sociology*. Chicago; London: University of Chicago Press 1992, insbes. S. 115–140 sowie Boike Rehbein und Gernot Saalman: *Habitus (habitus)*. In: *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Herausgegeben von Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart; Weimar: Metzler 2009, S. 118–124.

2 Eine sehr gute, weil ausgewogene und ent-polemisierende Darstellung der einseitigen „Debatte“ zwischen Rancière und Bourdieu – es handelt sich um eine Reihe äußerst polemischer Angriffe auf Bourdieu seitens Rancière – findet sich in: Charlotte Nordmann: *Bourdieu/Rancière. La politique entre sociologie et philosophie*. Paris: Éditions Amsterdam 2006.

3 Rancière gehörte in seiner Studentenzeit kurz zum Kreis von Althusser, hat sich aber schon als junger Wissenschaftler deutlich von Althusser distanziert. Gehörte sein Beitrag *Le concept de critique et la critique de l'économie politique dès Manuscrits de 1844 au Capital* (Der Begriff der Kritik und die Kritik der politischen Ökonomie. Berlin: Merve Verlag 1972) noch zur ersten Ausgabe des von Althusser herausgegeben Bands: *Lire le Capital* (Paris: Maspéro 1965), so wurde Rancières Beitrag in die überarbeitete Ausgabe des Buches nicht



hangs von Ideologiekritik und Emanzipation. Beide distanzieren sich wiederholt von Althusser's These, wonach die Emanzipation eine Sache der ideologiekritischen Wissenschaft sei, von der die gewöhnlichen Akteure angeblich nichts verstünden und zu der sie auch nichts Substantielles beitragen könnten.

Wie sich im Folgenden zeigen wird, geht es im zu skizzierenden Disput über die (anti-)emanzipatorischen Gehalte von Habitus-Forschung m. E. insbesondere um subjekttheoretische Thesen bzw. Vorannahmen sowie um die Möglichkeit kritischer Wissenschaft. Dieser Streit ist also auch einer über das richtige Verständnis von kritischer Wissenschaft.<sup>4</sup>

## 2. Zwei Vorbemerkungen zur Diskussion der Kritik an Bourdieu

### (1)

Bevor ich mich der Kritik an Bourdieu widme, will ich kurz darauf hinweisen, was m. E. das Bahnbrechende seiner mit der Habitus-Theorie entwickelten Praxisphilosophie ist, was also auf dem Spiel steht, wenn man Bourdieu an diesem Punkt angreift und warum man das nicht leichtfertig tun sollte.

---

wieder aufgenommen. Zu Rancières Kritik an Althusser vgl. auch Jacques Rancière: *La leçon d'Althusser*. Paris: Gallimard 1974. (= *Idees*. 294.); Jacques Rancière: *On the Theory of Ideology – Althusser's Politics*. In: *Radical Philosophy* 7 (Frühjahr 1974); wieder abgedruckt in: *Radical Philosophy Reader*. Herausgegeben von Roy Edgley und Richard Osborne. London: Verso 1985, S. 100–136 sowie Jacques Rancière: *Wider den akademischen Marxismus*. Aus dem Französischem von Otto Kallscheuer. Berlin: Merve 1975. (= *Internationale marxistische Diskussion*. 54.)

- 4 Diesbezüglich steht die Auseinandersetzung zwischen Rancière und Bourdieu eigentümlich quer zur Kritik an Bourdieus „kritischer Soziologie“ seitens Vertreterinnen der sogenannten Soziologie der Kritik. Die Soziologen der Kritik werfen Bourdieu eine elitäre Ideologiekritik vor und halten dagegen, dass das Kritisieren etwas ist, was gewöhnliche Akteure können, in ihrem Alltag ständig praktizieren und dafür also keine kritische Wissenschaft im Allgemeinen und keine kritische Soziologie im Besonderen benötigen. Obwohl Rancière einige Annahmen der Soziologie der Kritik zu teilen scheint, etwa die Annahme, dass gewöhnliche Subjekte keine kritischen (wissenschaftlichen) Fürsprecher brauchten, geht er letztlich doch einen eigenen Weg. Rancière interessiert sich nämlich nicht für alltägliche Praktiken der – wie er wohl sagen würde: harmlosen – Kritik, sondern für Ereignisse des radikalen Widerstands und des Überschreitens von normalisierenden Strukturen des Habitus durch sogenannte gewöhnliche Akteure. Zur Debatte um das Verhältnis zwischen Bourdieus kritischer Soziologie und der Soziologie der Kritik vgl. Ulf Wuggenig: *Paradoxe Kritik*. In: *webjournal transversal*. Online: <http://eipcp.net/transversal/0808/wuggenig/de> [Stand 2010-07-02]. Zur Soziologie der Kritik vgl. Luc Boltanski und Laurent Thévenot: *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Aus dem Französischen von Andreas Pfeuffer. Hamburg: Hamburger Edition 2007; Luc Boltanski und Laurent Thévenot: *The Sociology of Critical Capacity*. In: *European Journal of Social Theory* 2 (1999), Nr. 3, S. 359–377; im Anschluss an Boltanski und Thévenot: Robin Celikates: *Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie*. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag 2009. (= *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie*. 13.) [Teilw. zugl.: Bremen, Univ., Diss., 2008.]



Bourdieu's Habitus-Theorie steht den diesbezüglichen Überlegungen von beispielsweise Aristoteles, Wittgenstein und Heidegger m. E. in nichts nach, im Gegenteil. Gegenüber Aristoteles und Wittgenstein hat Bourdieu's Habitus-Theorie den Vorteil, dass auch Probleme der Macht und Herrschaft diskutiert werden; gegenüber insbesondere Heidegger kommt noch hinzu, dass Bourdieu die unhintergehbare Rolle der Körper in Bezug auf den Habitus nicht nur berücksichtigt, sondern ins Zentrum stellt. Damit hat Bourdieu fast die gesamte abendländische Tradition herausgefordert, die in den Hierarchien von frei–unfrei, rational–kausal, autonom–heteronom zu denken gewohnt war. Gegen diese Tradition bringt Bourdieu das habituelle Agieren so ins Spiel, dass zwei Dinge zugleich deutlich werden: zum einen der fundamentale Charakter des habituellen Agierens, das dem bewussten Handeln und Denken vorausgeht und autonomes Handeln allererst möglich macht; und zum anderen das repressive Potential habituellem Muster. Gerade wegen ihres so fundamentalen, intentional-rational schwer zugänglichen Charakters sind habituelle Handlungsmuster nämlich dafür prädestiniert, zu Zentren von Herrschaft und Macht zu werden; und zwar so, dass die in ihnen sedimentierte Gewaltsamkeit schwer zugänglich, wenn nicht ganz verborgen bleibt.

Kritisch ist Bourdieu's Habitus-Theorie deshalb, weil er das habituelle Handeln weder, wie z. B. Heidegger, grundsätzlich verteufelt noch es – wie Wittgenstein – zur unkritisierbaren Grundlage allen Handelns verklärt. Gegen solch pauschales Philosophieren geht es Bourdieu vielmehr darum, in jeweils spezifischen, mehr oder weniger verdächtigen Kontexten herauszufinden, ob und wie sehr dort habituelles Handeln mit der Ausübung von Herrschaft bzw. mit der mehr oder weniger freiwilligen Unterwerfung unter Herrschaftsstrukturen zusammenhängt. Damit ist auch die Möglichkeit offen gelassen, dass habituelles Handeln unter bestimmten Umständen eine widerständige Rolle spielen kann. In den Augen Bourdieus macht es also nicht viel Sinn, im Allgemeinen über die Verwerflichkeit bzw. Fundamentalität des Habitus zu spekulieren. Er setzt solchen Ansätzen die Untersuchung konkreter Konstellationen von habituellem und weniger habituellem Handeln entgegen und stellt dabei die Fragen der Herrschaft sowie, *ex negativo*, der Emanzipation ins Zentrum.

Schon seine frühen Studien zu Algerien<sup>5</sup> machen deutlich, dass es dem jungen Bourdieu gleichzeitig mit der Entwicklung der Habitus-Theorie darum zu tun war, eine ganz spezifische gesellschaftliche Situation zu verstehen und zu ihr Stellung zu beziehen: nämlich zu derjenigen Algeriens im Krieg gegen die Kolonialmacht Frankreich, als dessen soldatischer Vertreter Bourdieu nach Algerien gekommen

---

5 Ich beziehe mich hier auf Alain Darbel, Jean-Paul Rivet und Claude Seibel: *Travail et travailleurs en Algérie. II. Étude sociologique* par Pierre Bourdieu. Paris: Édition Mouton 1963 (= *Recherches méditerranéennes: Documents*. 1.) sowie Pierre Bourdieu und Abdelmalek Sayad: *Le déracinement. La crise de l'agriculture traditionnelle en Algérie*. Paris 1964. (In Ausschnitten auf Deutsch erschienen in: Pierre Bourdieu: *In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung*. Herausgegeben von Franz Schultheis und Christine Frisinghelli. Graz: Camera Austria 2003.)



war. Wie u. a. sein frühes Buch *Die zwei Gesichter der Arbeit*<sup>6</sup> deutlich macht, wollte Bourdieu einerseits das scheinbar zurückgebliebene Verhalten der Kabylen, die sich dem rationalen Denken des von Frankreich oktroyierten Kapitalismus verweigerten, als durchaus widerständig aufzeigen. Auf der anderen Seite wollte er herausfinden, warum es bei manchen gesellschaftlichen Gruppen und in bestimmten Gegenden überhaupt keinen Widerstand gegen den Kolonialismus gab, obwohl die Menschen offensichtlich darunter litten. Mit genau diesen Erkenntnisinteressen wurde Bourdieu in der kolonialen Situation auf das Phänomen des Habitus gestoßen.<sup>7</sup>

Bourdieu sah sich in Algerien mit einer Gesellschaft konfrontiert, die über Jahrhunderte entwickelte und in den Körpern sedimentierte Handlungs- und Wahrnehmungsschemata nicht von heute auf morgen ändern konnte. Die Ungleichzeitigkeit – er nennt sie „Hysteresis“ – zwischen den alten, verkörperten und den neuen, von den Franzosen explizit geforderten Handlungsweisen brachten die Menschen in Algerien teilweise widerständig zur Geltung; teilweise zerbrachen sie aber auch an der Trägheit ihres Habitus und verelendeten. Auf jene Verkörperung von mehr oder weniger stabilen Sozialstrukturen in Individuen, die Bourdieu später mit dem Begriff des Habitus belegt, ist Bourdieu also nicht direkt gestoßen, sondern in der Analyse dessen, was er später einen gespaltenen Habitus nennt.<sup>8</sup> Seine Auseinandersetzung mit dem – auf den ersten Blick unerklärlicher Weise – ausbleibenden Widerstand bei vielen Algerierinnen belehrte Bourdieu zudem darüber, dass eine bloße Kritik des Bewusstseins und des bewussten Handelns, wie sie zuletzt vom Althusser'schen Marxismus propagiert worden war, völlig unzureichend ist, wenn man einem (veralteten) Habitus zu Leibe rücken will.

---

6 Pierre Bourdieu: *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft.* Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 2000. (Hier handelt es sich um eine gekürzte Version der Originalausgabe: *Algérie 60. Structures économiques et structures temporelles*, Paris: Minuit 1977, welche ihrerseits eine überarbeitete Fassung des Bourdieu-Teils von *Travail et travailler en Algérie*. Paris: Éditions Mouton 1963 darstellt.)

7 Dass Bourdieu seine Habitus-Theorie in Algerien entwickelt hat, ist auch die These von Enrique Marintín-Criado: *Les deux Algéries de Pierre Bourdieu*. Broissieux: Éditions du Croquant 2008. (= Collection Champ social.); vgl. auch Christoph Behnke und Ulf Wuggenig: *Pierre Bourdieu und Algerien. Eine chronologische Darstellung.* In: Nach Bourdieu. *Visualität, Kunst, Politik.* Herausgegeben von Beatrice von Bismarck, Therese Kaufmann und Ulf Wuggenig. Wien: Turia und Kant 2008, S. 101–129, hier S. 118, sowie: Rehbein/Saalmann, *Habitus (habitus)*.

8 Völlig treffend beschreibt Maja Suderland, was insbesondere in der Kritik Bourdies fast immer übersehen wird: „Durch die Beschäftigung mit diesem Hysteresiseffekt bei den Kabylen stieß er [Bourdieu] überhaupt erst auf das Phänomen des Habitus, das für die zeitliche Verzögerung dieser Reaktion verantwortlich ist.“ Maja Suderland: *Hysteresis (hystérésis)*. In: *Bourdieu-Handbuch*, S. 127–129.

## (2)

Meine zweite Vorbemerkung zur Diskussion der Kritik an Bourdieus Habitus-Theorie lautet, dass Rancière selbstredend nicht der einzige Kritiker Bourdieus ist, jedoch ein besonders radikaler. Was Rancière in Frage stellt, ist nämlich jenes Motiv, das Bourdieus wissenschaftlicher Arbeit seit Algerien zugrunde liegt: das Anliegen, sich für die Subjekte seiner Untersuchungen nützlich zu machen. So schreibt Bourdieu, der als französischer Soldat und also als Teil der Kolonialmacht nach Algerien gekommen war:

„Ich wollte angesichts der dramatischen Situation in Algerien etwas tun, wollte mich nützlich machen und entschloss mich deshalb, eine Untersuchung über die algerische Gesellschaft in Angriff zu nehmen, um den Menschen zuhause ein wenig besser verständlich zu machen, was in diesem Land geschah. Ich wollte bezeugen, was sich da vor meinen Augen abspielte.“<sup>9</sup>

Rancière wird dagegen einbringen, dass ein Sich-nützlich-Machen für welche Unterdrückten auch immer eine ganz andere Gestalt annehmen muss, wenn es nicht zur Fortsetzung der Unterdrückung mit anderen, nämlich wissenschaftlichen Mitteln verkommen will.

### 3. Drei Einwände gegen Bourdieus Habitus-Theorie

Bevor ich auf Rancière zurückkomme, möchte ich deutlich machen, dass die Kritik an Bourdieus Habitus-Theorie viele Varianten kennt und keine Erfindung Rancières ist. Um dem im besten Sinn Eigensinnigen der Kritik Rancières Rechnung zu tragen, konzentriere ich mich dabei auf jene drei Komplexe von Einwänden, die auch bei Rancière eine wie auch immer verwandelte Rolle spielen.<sup>10</sup>

## (1)

Viele Kritikerinnen werfen Bourdieu vor, er konzipiere den Habitus sowohl zu monolithisch als auch zu statisch und hypostasiere eine geradezu deterministische Entsprechung zwischen dem Habitus, also den individuellen Verkörperungen von dauerhaften Sozialstrukturen, einerseits und dem umgebenden gesellschaftlichen

---

9 Zitiert nach Franz Schultheis: *Initiation und Initiative*. Nachwort zu: Pierre Bourdieu: *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*. Konstanz: UVK 2000. (= *Édition Discours*. 25.) S. 171; die Zitate beziehen sich auf ein Gespräch, das Franz Schultheis mit Pierre Bourdieu geführt hat. Franz Schultheis kommentiert die treibende Kraft hinter Bourdieus Theorieentwicklung auf S. 171 folgendermaßen: „Die Teilhabe an der kollektiven Schuld arbeitet er [Bourdieu] ab, indem er, mit Marx gesprochen, die Waffen der Kritik zur Kritik der Waffen nutzt und seine wissenschaftliche Kompetenz in den Dienst einer Sicht algerischer Verhältnisse stellt, die den gängigen rassistischen Stereotypen, die sich die kolonialen Modernisierer von den ‚Entwicklungsländern‘ machen, zuwiderläuft.“

10 Eine Zusammenfassung weiterer Einwände gegen Bourdieus Habitus-Theorie findet sich in: Rehbein/Saalmann, *Habitus (habitus)*, S. 118–124.



Feld andererseits. Wenn Habitus und Feld einander so sehr entsprechen würden, wie Bourdieu behauptet – etwa wenn er den Habitus als Sinn für das soziale Spiel definiert, an dem man automatisch teilnimmt, wenn man einen bestimmten Habitus hat –, dann gäbe es den Kritikerinnen zufolge überhaupt keinen Ort für das Neue, zumindest keine bewussten Veränderungen, wie überhaupt kaum intentionales Handeln. In diese Richtung argumentieren z. B. Tony Bennett,<sup>11</sup> Axel Honneth,<sup>12</sup> Charlotte Nordmann<sup>13</sup> oder Jeffrey Alexander<sup>14</sup>. Es sei darüber hinaus irreführend, so diese Kritikerinnen, so schematisch wie Bourdieu von den Herrschern und den Beherrschten zu sprechen. Selbst wenn man mehr als zwei Klassen zuließe, sei die Bourdieusche Rede von einem Klassenhabitus problematisch, zumal für die Gegenwart.<sup>15</sup> In diesem Sinn hat beispielsweise Bennett mit Bourdieus Methodologie und auf dem von Bourdieu untersuchten Feld der Geschmacksurteile gezeigt,<sup>16</sup> wie Bourdieu auf problematische Weise Daten ausblendet, welche die klaren Grenzen zwischen den Klassen in Frage stellen; vor allem Daten zum klassenübergreifend geteilten Geschmack in puncto Film und Musik. Bennett streicht in diesem Zusammenhang auch die von Bourdieu vernachlässigte Rolle des Kunstmarkts sowie der Medienindustrie heraus, welche dafür sorgten, dass zumindest in den stark kommerzialisierten Kunstbranchen eine in Bezug auf Klassengrenzen konfuse Situation herrsche; sorgte dieser überwältigende Markt doch dafür, dass Menschen mit ganz unterschiedlichen sozialen Hintergründen dieselben Filme sähen und ähnliche Musik hörten. Allenfalls auf die Kunstfelder der Malerei und der Literatur treffe Bourdieus Beschreibung in den Augen Bennetts annäherungsweise zu.

Zusammenfassen könnte man den ersten Vorwurf gegenüber der Habitus-Theorie etwa folgendermaßen: Bourdieu konstruiere Durchschnittswerte, wenn nicht gar klassenspezifische Idealtypen, und interessiere sich deshalb für keine Ausnahmen. Dort, wo die Ausnahmen offensichtlich seien, wie vor allem die Ausnahme von Bourdieu selbst, der es aus dem Kleinbürgertum in das Pantheon der akademischen

- 
- 11 Vgl. Tony Bennett: *Habitus Clivé. Aesthetics and Politics in the Work of Pierre Bourdieu*. In: *New Literary History* 38 (2007), Nr. 1, S. 201–228.
- 12 Vgl. z. B. Axel Honneth: *Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus*. In: A. H.: *Die zerrissene Welt des Sozialen. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 849.) S. 156–181.
- 13 Vgl. Nordmann, *Bourdieu/Rancière*.
- 14 Vgl. Jeffrey C. Alexander: *The Reality of Reduction. The Failed Synthesis of Pierre Bourdieu*. In: J. C. A.: *Fin-de-Siècle Social Theory. Relativism, Reduction and the Problem of Reason*. London [u. a.]: Routledge 1995, S. 128–217.
- 15 Vgl. insbesondere Bernard Lahire: *L'homme pluriel. Les ressorts de l'action*. Paris: Nathan 1998. (= Collection Essais & Recherches. Série Sciences sociales.)
- 16 Vgl. Bennett, *Habitus Clivé*.

Elite geschafft hat, würden Abweichungen von der Regel mehr oder weniger personalisiert und nicht theoretisch ernst genommen.

Bernard Lahire hat die Kritik an der Starrheit von Bourdieus Habitus-Theorie noch weiter zugespitzt. In seinen Augen werde Bourdieus Habituskonzept den Bewohnerinnen moderner und postmoderner Welten so wenig gerecht, dass man mit der Habitus-Forschung als ganzer brechen müsse. Er schlägt stattdessen vor, zunächst einmal die komplexen Verhaltensmuster von Individuen und lokalen Gruppen zu untersuchen, um dann zu sehen, wie viel man von dort her noch über großflächige oder sogar klassenspezifische Habitus sagen könne. Diese Umkehrstrategie kommt im Titel einer seiner Aufsätze prägnant zum Ausdruck: *From the habitus to an individual heritage of dispositions. Towards a sociology at the level of the individual.*<sup>17</sup>

Die wohlwollenderen der genannten Kritikerinnen weisen übrigens durchaus darauf hin, dass der sogenannte ‚späte Bourdieu‘ insbesondere in den *Meditationen*<sup>18</sup> häufig von einem uneindeutigen oder sogar von einem gespaltenen Habitus („habitus clivé“) spricht, nicht zuletzt in Bezug auf sich selbst. Sie finden das aber eher verwunderlich, was wohl damit zusammenhängt, dass sie Bourdieu von vorneherein auf einen Theoretiker des orthodoxen Habitus reduziert haben.

Gerade im Licht dieser Verwunderung scheint es mir wichtig darauf hinzuweisen, dass Bourdieus Hinwendung zum „habitus clivé“ keine Altersmilde ist. Wie oben erwähnt, hat er dieses Phänomen vielmehr schon in seinen allerersten Schriften über die koloniale und postkoloniale algerische Gesellschaft – also am Beginn seiner Laufbahn – beschrieben. Zugegebener Maßen tritt dieses Phänomen gerade in den *Feinen Unterschieden*, dem wohl am häufigsten zitierten und besprochenen Werk von Bourdieu, in den Hintergrund. Das sollte einen aber nicht blind machen für das Faktum, dass das Thema gerade des frühen Bourdieu nichts anderes als die Entwurzelung ist, die nur mit den als Reaktion darauf entwickelten Begriffen des Habitus und des gespaltenen Habitus erklärt werden kann: nämlich als das Fortleben eines veralteten Habitus in einer weit davon entfernten Welt.

Aber nicht nur jener *avant la lettre* gegen alle Vorwürfe der Statik gerichtete gespaltene Habitus spielte schon in Bourdieus frühesten Studien zu Algerien eine zentrale Rolle. Bourdieu arbeitet in *Die zwei Gesichter der Arbeit* z. B. überdies heraus, dass es in Algerien durchaus verschiedene – und zwar klassenspezifisch verschiedene – Umgänge mit der Situation eines vom Kolonialismus ausgelösten gespaltenen Habitus gab: Bei den kabyllischen Bauern, die am wenigsten mit dem Kolonialismus in Berührung gekommen waren, stellt Bourdieu ein stolzes, wenn nicht gar widerständiges Festhalten am alten Habitus fest. Von den Kolonisatoren wurde

17 Bernard Lahire: *From the habitus to an individual heritage of dispositions. Towards a sociology at the level of the individual.* In: *Poetics* 31 (2003), S. 329–355.

18 Pierre Bourdieu: *Meditationen.* Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Aus dem Französischen von Achim Russer. Unter Mitwirkung von Hélène Albagnac. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1695.)



diese Beharrlichkeit meist als Zurückgebliebenheit ausgelegt, als Unfähigkeit sich die Vorteile des kapitalistischen Denkens, Handelns und Planens zunutze zu machen. Dem bewussten Einsatz des veralteten Habitus steht einerseits das Passiv- und Handlungsunfähig-Werden beim arbeitslosen Proletariat entgegen und andererseits die extremen Anstrengungen im Kleinbürgertum, sich mit der neuen, so kolonialen wie kapitalistischen Vernunft zu arrangieren.

(2)

Bourdieu's Habitus-Theorie wurde überdies immer wieder vorgeworfen, die Position des Sozialwissenschaftlers selbstherrlich zu überschätzen. Bourdieu zufolge könne nämlich einzig und allein der Soziologe jene Geheimnisse des Habitus enträtseln, welche das soziale Handeln erklären. Die von Bourdieu „Agenten“<sup>19</sup> genannten gewöhnlichen Akteure hingegen würden als für immer blind gegenüber ihren handlungsleitenden habituellen Fundamenten konzipiert. Damit konstruierte Bourdieu eine Dichotomie zwischen dem rationalen Wissenschaftler und den blinden, ihrem Habitus ausgelieferten Agenten; eine Dichotomie, die qua Arroganz dem von Bourdieu kritisierten Althusser in nichts nachstehe. Insbesondere Vertreter der Ethnomethodologie haben darüber hinaus darauf hingewiesen, dass Bourdieus Auffassung von der Position des Soziologen einen schwer verteidigbaren Vorrang der theoretischen Außenperspektive impliziere – Bourdieus permanenter Beschwörung des Vorrangs der Praxis zum Trotz.

Obwohl aus einer ganz anderen Tradition kommend, formuliert Raymond Boudon einen ähnlichen Einwand. Er macht darauf aufmerksam, dass Bourdieu eine von Aristoteles bis Thomas von Aquin klassische Unterscheidung zwischen dem habituellen Denken und dem habituellen körperlichen Agieren unterschläge. Damit gelinge es ihm zu suggerieren, dass gewöhnliche Akteure von einem intentionalen oder gar kritischen Zugang zu ihrem Habitus vollkommen abgeschnitten seien, während etwa die Habitus-Theoretiker Thomas und Aristoteles dem gewöhnlichen Handeln zumindest die Reflexion und gegebenenfalls Kritik ihrer Dispositionen im Bereich des Denkens zugestehen.<sup>20</sup> Charlotte Nordmann<sup>21</sup> sieht es ebenfalls als Problem,

---

19 Soziale Akteure sind damit als Abgesandte charakterisiert, was sich primär gegen die Autonomie-Phantasmen richtet, welche dem Begriff des Akteurs anhaften.

20 Auf den nahe liegenden Einwand, dass mit einer derartigen Unterteilung des habituellen Handelns in einen Bereich des Denkens und einen des körperlichen Agierens nur die Spitze des von Bourdieu thematisierten Eisbergs des intentional schwer zugänglichen Handelns thematisierbar wird, geht Boudon nicht ein. Ebenso wenig thematisiert er die körperlichen Dimensionen des Denkens, welche die vorgeschlagene Zweiteilung des Habitus problematisch macht. Noch viel weniger geht Boudon auf Bourdieus These ein, dass man auch dem körperlichen habituellen Handeln eine gewisse Intentionalität nicht absprechen kann. Vgl. Raymond Boudon: *Pour und sociologie critique*. In: R. B.: *Y a-t-il encore und sociologie?* Paris: Éditions Odile Jacob 2003, S. 123–159; dt. von Michael Tillmann auf: Online: [http://www.passerelle.de/cms/front\\_content.php?idcatart=239&lang=1&client=1](http://www.passerelle.de/cms/front_content.php?idcatart=239&lang=1&client=1) [Stand 2010-07-02].

21 Vgl. Nordmann, Bourdieu/Rancière.

dass Bourdieu sich für die (Selbst-)Reflexion auf habituelle Handlungsformen seitens gewöhnlicher Akteure nicht interessiert. Damit laufe Bourdieu Gefahr, ihnen das Reflektieren im emphatischen Sinn abzusprechen, wenn nicht gar das Sprechen überhaupt, das Bourdieu allzu oft als distanzierteres Reflektieren beschreibe und damit per definitionem dem Soziologen vorbehalte. Damit würden gewöhnliche Akteure zu schnell zu Leidenden gestempelt, die primär leiden und ihrem Leid allenfalls reflexhaft und kaum sprachlich artikuliert Ausdruck verleihen könnten.<sup>22</sup>

Die schon erwähnten Bourdieu-Schüler Luc Boltanski und Laurent Thévenot haben diesen Vorwurf zu einer umfangreichen empirischen Studie ausgearbeitet,<sup>23</sup> in der sie zu zeigen versuchen, dass und wie gewöhnliche Akteure in der Lage sind, mühelos zwischen der wissenschaftlich objektivierenden und der involviert praktischen Perspektive hin- und herzuwechseln. Die von Bourdieu als so blind und kritiklos beschriebenen Agenten sind in Boltanskis und Thévenots empirischen Untersuchungen zum alltäglichen Kritikverhalten zur Selbstkritik ebenso in der Lage wie zur Kritik an gesellschaftlichen Strukturen, die sich im habituellen Handeln niederschlagen.<sup>24</sup>

Zur Rettung Bourdieus könnte man gegen alle Varianten des zweiten Vorwurfs zumindest daran erinnern, dass Bourdieu einen selbstreflexiven oder gar kritischen Einsatz von Habitus-Strukturen seitens der jeweiligen Agenten nicht ausschließt. Ich habe in meiner kursorischen Erwähnung von Bourdieus Analyse der Arbeits- und Zeitstrukturen in Algerien schon darauf hingewiesen, dass Bourdieu dort ein gegenüber der Kolonialmacht bewusst strategisch-kritisches Einsetzen eines angeblich veralteten, traditionellen Habitus herausarbeitet. Und ein solcher strategischer Einsatz wäre ohne eine gewisse reflexive Distanz zum eigenen Habitus wohl kaum denkbar. Ein weiteres Beispiel findet sich in Bourdieus Analyse bäuerlicher Strukturen im Béarn.<sup>25</sup> In diesem Kontext weist er darauf hin, dass die Agenten zumindest in Zeiten der Krise die Geheimnisse des Habitus samt den darin implizierten Stra-

---

22 Vgl. insbesondere den Abschnitt „Logos et phonè“ in: Ebenda, S. 98–108.

23 Vgl. Boltanski/Thévenot, *The Sociology of Critical Capacity*.

24 Da zumindest Boltanski diese These mittlerweile relativiert hat, kann man sich fragen, wie ernst sie je gemeint war. Vgl. Luc Boltanski und Axel Honneth: *Soziologie der Kritik oder Kritische Theorie? Ein Gespräch mit Robin Celikates*. In: *Was ist Kritik?* Herausgegeben von Rahel Jäggi und Thilo Wesche. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1885.) S. 81–114. Zur Kritik an Boltanski und Thévenot sowie zum merkwürdigen Schwanken Boltanskis in Bezug auf seine Kritik an Bourdieus kritischer Soziologie vgl. auch Wuggenig, *Paradoxe Kritik*.

25 Vgl. Pierre Bourdieu: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Aus dem Französischen von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, insbesondere das Kapitel „Boden und Heiratsstrategien“, S. 264–287, wo Bourdieu auf S. 286 schreibt: „Die verneinte Wahrheit der Ökonomie der Tauschakte zwischen Verwandten wird nur in Krisenfällen offen ausgesprochen, die eben genau die Berechnung hochkommen lassen, die in der blinden Großzügigkeit des Sentiments ständig verdrängt oder sublimiert wird.“





regien und Machtstrukturen durchaus zur Sprache bringen können. Daraus kann man m. E. (und zwar nicht gegen, sondern mit Bourdieu) nur schließen, dass diese Strategien und Strukturen in einem ganz bestimmten Sinn immer gewusst sind und tendenziell zur Sprache und zum Einsatz kommen könnten, wenn die Umstände (in den Augen der Agenten) entsprechend krisenhafte oder dringliche sind. Und nichts anderes als diesen „bestimmten Sinn“, der sich zwischen sowohl körperlichen als auch denkerischen Reflexen einerseits und dem bewussten Umgang mit körperlichem und rationalem Wissen andererseits bewegt, versucht Bourdieu m. E. seit seinen frühesten Schriften zu verstehen und zu artikulieren.

### (3)

Gewissermaßen als Resultat der ersten beiden Einwände kann man einen dritten Kritikpunkt sehen, nämlich den Vorwurf, dass Bourdieu die analysierten und beforsteten Agenten passiviere, sie als ihrem Habitus ausgeliefert beschreibe und damit auch allen Widerstand gegen vorherrschende Sozial- und vor allem auch Machtstrukturen, wo nicht ausschließe, so doch als unwichtig außen vor lasse. Das erkläre sich einerseits daraus, dass Bourdieu sich nur für den Durchschnitt, das Normale und das Gewöhnliche interessiere statt für die Ausnahme; andererseits auch aus einer gewissen Arroganz und Blindheit des Sozialwissenschaftlers, der sich zu wenig bemühe, dort Widerstand zu erkennen, wo etwas mit den vorherrschenden Charakteristika des Widerständigen nicht gefasst werden kann.<sup>26</sup> Beides zusammen mache Bourdieus Habitus-Theorie nicht nur zu einer widerstandsblinden Theorie, sondern sogar zu einer, die bestehenden Widerstand leugne oder als marginal abtue. Mit anderen Worten: Die Habitus-Theorie sei eine Verklärung des Status quo. Diese Kritik ist gerade auch von solchen Theoretikerinnen zu hören, die mit Bourdieus Habitus-Theorie arbeiten (wollen), sie aber wegen der strukturellen Vernachlässigung von Widerständigkeit und Handlungsfähigkeit seitens der gewöhnlichen Akteure nur begrenzt brauchbar finden.<sup>27</sup>

Teilweise könnte man diese Kritik noch mit einem Verweis auf die frühen Arbeiten Bourdieus zur Entwurzelung der algerischen Gesellschaft zurückweisen, thematisieren diese Studien doch auch ein stolzes bis widerständiges Einsetzen eines angeblich

26 Sherry B. Ortner hat ganz generell darauf hingewiesen, dass selbst neuere Ansätze der ethnographischen Widerstandsforschung den Akteuren Widerstand absprechen, weil die entsprechenden Forscherinnen sich nicht die Mühe machen, die Zeichen des Widerstands zu finden bzw. zu suchen. Sherry B. Ortner: *Resistance and the Problem of Ethnographic Refusal*. In: *Comparative Studies in Society and History* 37 (1995), Nr. 1, S. 173–193.

27 Nordmann, Bourdieu/Rancière, weist von Anfang an auf dieses Problem hin; vgl. z. B. S. 62, 100, 113, 127; weiters Veit Bader: *Misrecognition, Power, and Democracy*. In: *Recognition and Power*. Axel Honneth and the Tradition of Critical Social Theory. Herausgegeben von Bert van den Brink und David Owen. Cambridge: Cambridge University Press 2007, S. 238–269; Judith Butler: *Implicit censorship and discursive agency*. In: J. B.: *Excitable Speech. A Politics of the Performative*. New York [u. a.]: Routledge 1997, S. 127–163; James Scott: *Domination and the Art of Resistance*. New Haven [u. a.]: Yale University Press 1990, insbesondere S. 133.

überholten Habitus. Aber es bleibt ein Faktum, dass Bourdieu Widerstand nicht systematisch untersucht hat. In einem Gespräch mit Terry Eagleton bestätigt er auch ausdrücklich, wie kritisch und skeptisch er diesbezüglich ist. Auf die Frage von Eagleton „What room does your doctrine leave for that kind of dissent, criticism and opposition?“ antwortet Bourdieu:

„Even in the most economic tradition that we know, namely Marxism, I think the capacity for resistance, as a capacity of consciousness, was overestimated. I fear that what I have to say is shocking for the self-confidence of intellectuals, especially for the more generous, left-wing intellectuals. I am seen as pessimistic, as discouraging the people, and so on. But I think it is better to know the truth, and the fact is that [...] people living in poor conditions [...] are prepared to accept much more than we would have believed.“

Auf eine sehr kryptische und nicht weiter erläuterte Weise fügt Bourdieu allerdings hinzu: „What you say about the capacity for dissent is very important; this indeed exists, but not where we look for it – it takes another form.“<sup>28</sup>

Insbesondere diese letzte Bemerkung liest sich fast wie eine Umschreibung des zentralen Anliegen von Jacques Rancière: nämlich Widerständigkeit gerade dort sichtbar zu machen, wo niemand sie vermutet, bzw. aufzuzeigen, dass Widerstand auch dort stattfinden kann, wo kaum jemand seine Formen und Zeichen wahrnimmt und (an-)erkennt.

#### 4. Rancières Einwände

Rancières Kritik an Bourdieu ist gewissermaßen eine Radikalisierung der schon genannten Einwände, wobei sich Rancière in seiner Attacke auf Bourdieu allerdings auf keine der erwähnten Autorinnen beruft. Dabei muss man ihm zugutehalten, dass er seine Kritik an Bourdieu auch schon viel früher als die meisten der genannten Kritikerinnen formuliert hat. Wie viele andere auch macht Rancière neben *Les Héritiers* (Die Erben)<sup>29</sup> und *La Réproduction*<sup>30</sup> Bourdieus Klassentheorie des Ge-

---

28 Pierre Bourdieu und Terry Eagleton: *Doxa and the Common Life. An Interview*. In: *Mapping Ideology*. Herausgegeben von Slavoj Žižek. London; New York: Verso 1994, S. 179–277.

29 Pierre Bourdieu: *Die Erben. Studenten, Bildung und Kultur*. Aus dem Französischen von Stephan Egger. Konstanz: UVK 2007. (= *Édition discours*. 41.)

30 Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron: *La reproduction. Eléments pour une théorie du système d'enseignement*. Paris: Minuit 1970; dt. teilweise in: Pierre Bourdieu; Jean-Claude Passeron: *Die Illusion der Chancengleichheit*. Aus dem Französischen von Barbara und Robert Picht. Bearbeitet von Irmgard Hartig. Stuttgart: Klett 1971 (= *Texte und Dokumente zur Bildungsforschung*.); teilweise auch in Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron: *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. (= *Theorie*.)



schmacks: *Die feinen Unterschiede*<sup>31</sup> zum Zentrum seines Angriffs, ohne dass Bourdieu frühe Arbeiten zu Algerien und über das Béarn auch nur erwähnt würden.

Am ausführlichsten kritisiert Rancière Bourdieu im langen Schlusskapitel seines 1983 erschienen Buches *Le Philosophe et ses pauvres*, das den Titel „Der Soziologenkönig“ (*Le sociologue roi*) trägt.<sup>32</sup> In diesem Buch erforscht Rancière die Rolle der Armen, Arbeiter, Handwerker und Proletarier in unterschiedlichsten philosophischen Systemen von Plato über Marx und Sartre bis zu Bourdieu. Er überrascht seine Leserinnen nicht nur mit einem verblüffenden Reichtum an Beispielen und Geschichten von versklavten, armen, aber nicht selten sehr schlaunen Arbeiterinnen und Handwerkern in philosophischen Klassikern. Hinzu kommt seine These, dass das häufige Auftreten von Armen, Arbeitern und Handwerkern in den Geschichte machenden Werken der Philosophie darin begründet ist, dass die genannten Subjekte immer wieder neu dafür erhalten mussten, die besondere Rolle der Philosophie als Inbegriff von Theorie ex negativo hervorzuheben und – auf wie lächerliche Weise auch immer – zu begründen.

Das erinnert Leserinnen Bourdieus zweifelsohne auch an dessen Philosophiekritik. Doch bei Rancière ist der Vorbehalt gegenüber der Philosophie nur der erste Schritt zu einer vernichtenden Kritik der Soziologie im Allgemeinen und Bourdieus Ansatz im Besonderen. Bei Bourdieu sieht Rancière gewissermaßen eine Potenzierung der genannten absurden philosophischen Logik am Werk, der zufolge zunächst die Klasse derjenigen ausgesondert werden muss, die durch das Nicht-Philosoph-Sein definiert werden, um danach die Philosophie dafür zu loben, dass sie philosophisch ist. In Fortsetzung dieser tautologischen Logik entmündige Bourdieu nicht nur, wie das die Philosophie auf vielfältige Weise getan habe, Menschen, denen die Beschäftigung mit Philosophie zuvor abgesprochen wurde – und zwar meist mit dem Argument, dass die gewöhnlichen Menschen neben ihrer Arbeit keine Zeit zum Philosophieren hätten. Bourdieu entmündige darüber hinaus auch noch die Philosophie, und zwar mit dem primären Ziel, die Soziologie zur Königsdisziplin zu küren. Denn Bourdieus Soziologie nimmt Rancière zufolge in Anspruch, auch noch die philosophische Selbstermächtigung zu durchschauen und, was mindestens so wichtig ist, zu erklären. Mit anderen Worten: Der Soziologe beanspruche auch noch erklären können, warum die philosophischen Meisterdenker nicht anders können, als sich selbst zu verherrlichen. So wird der Soziologe zum neuen König im akademischen Spielfeld.

---

31 Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982.

32 Jacques Rancière: *Le philosophe et ses pauvres*. Paris: Flammarion 2007. (= Champs. 732.)

Der „Soziologenkönig“<sup>33</sup> will in Rancières Augen nichts anderes als eine Notwendigkeit des Handelns festschreiben, die die Betroffenen nicht erkennen können bzw. sich nicht eingestehen wollen. Gerade diese Blindheit der Akteure gegenüber der Notwendigkeit, oder besser gesagt: die Habitus-theoretische Behauptung dieser Blindheit mache die Disziplin der Soziologie so unerlässlich wie unangreifbar und auch der Philosophie überlegen. Behauptet der soziologisch distanzierte Beobachter damit doch nichts anderes, als dass er – und nur er – genug Distanz aufbringe, um die Blindheit gegenüber der Notwendigkeit von gesellschaftlichen Unterschieden aufdecken zu können. Die Bourdieuschen Agenten des Habitus hingegen neigten dazu, die Situation, deren (philosophische) Profiteure oder Opfer sie sind, als zufällig oder gar als verdient schön zu reden. In diesem Sinn versteht Rancière beispielsweise die folgende Bemerkung Bourdieus in einem Interview mit dem Titel *Le sociologue en question*:

„Le malheur du sociologue est que, la plupart du temps, les gens qui ont les moyens techniques de s'approprier ce qu'il dit n'ont aucune envie de se l'approprier [...] tandis que ceux qui auraient intérêt à se l'approprier ne possèdent pas les instruments d'appropriation (culture théorique etc).“<sup>34</sup>

Rancière stört vor allem an der These Bourdieus, dass man die Selbstverständlichkeit, die zu habituellem Verhalten gehört, unter keinen Umständen intentional lernen kann; dass selbst der erfolgreiche Aufsteiger in der Welt, die er sich erobert hat, immer mehr oder weniger fremd bleiben wird. Das kommt in den Augen Rancières dem reaktionären Ratschlag gleich, es als Unterschichtenkind doch gar nicht erst zu versuchen, einen Platz in der Universität zu erobern, da ein solches Kind den neuen Platz sowieso nie richtig ausfüllen, weil seinen alten Habitus nie vollständig ablegen wird können. Gerade in diesem Punkt sieht Rancière eine große Nähe zwischen der philosophischen Tradition seit Plato und Bourdieu. Plato sage in seiner hierarchischen Staatstheorie zu den Handwerkern, dass sie sich mit nichts anderem als ihrem Handwerk befassen sollten, da andere Beschäftigungen, wie zum Beispiel Lesen und Philosophieren, von anderen viel besser beherrscht würden. Ganz ähnlich gebe Bourdieu den angeblich bildungsfernen Schichten zu verstehen, dass sie im Reich der Bildung nie wirklich akzeptiert würden, und suggeriere damit, dass Ausprobieren zwecklos sei. Mit anderen Worten: Bourdieus empirische Untersuchungen zu

33 So lautet nicht nur eine Zwischenüberschrift in *Le philosophe et ses pauvres*; vielmehr nennt Rancière auch Bourdieu immer wieder abschätzig „le sociologue roi“.

34 Rancière: *Le philosophe et ses pauvres*, S. 260; das Bourdieu-Zitat, das Rancière hier zitiert, ist dem Band Pierre Bourdieu: *Questions de sociologie*. Paris: Minuit 2002 (= Reprise.) S. 41 entnommen. Dabei ignoriert Rancière dezidiert, was Bourdieu einen Absatz früher denen sagt, die ihm vorwerfen, er sperre insbesondere unterprivilegierte Agenten in ihren Habitus ein: „Si je dis que les femmes répondent moins souvent que les hommes aux questions des sondages d'opinion – et d'autant moins que la question est plus ‚politique‘ –, il y aura toujours quelqu'un pour me reprocher d'exclure les femmes de la politique. Parce que, quand je dis ce qui est, on entend: et c'est bien comme ça. De même, décrire la classe ouvrière comme elle est, c'est être suspect de vouloir l'enfermer dans ce qu'elle est comme dans un destin, de vouloir l'enfermer ou de vouloir l'exalter.“ Ebenda, S. 40–41.



den Bildungsinstitutionen von den Schulen bis zu den universitären Kaderschmieden und ebenso seine Arbeiten zum (vererbten) kulturellen Kapital bestimmter Geschmäcker samt all den dazugehörigen Praktiken zeigten eine Klassenstruktur nicht nur auf, sondern schrieben diese fest. In letzter Instanz verkläre Bourdieus Soziologie des habituellen Handelns die jeweils bestehenden Konstellationen verschiedener Klassenhabitus.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht erstaunlich, dass Rancière in seiner eigenen Forschung als Historiker, Kunsttheoretiker und Philosoph gewissermaßen spiegelverkehrt zu Bourdieu vorgeht. Wo Bourdieu den Akzent auf die Trägheit des Habitus, auf den Normalfall der Übereinstimmung des Habitus mit seiner Umwelt als der Strategie des kleinsten Widerstands legt, fokussiert Rancière auf unerwartete, um nicht zu sagen spektakuläre, Akte des Durchbrechens von Habitus-Grenzen. Während der eine Wahrscheinlichkeiten und Durchschnitte festhält und analysiert, interessiert sich der andere nur für die Ausnahmen. Dieser Umdrehung liegt Rancières Überzeugung zugrunde, dass man sich für die Benachteiligten am besten nützlich machen könne, wenn man daran erinnerte, was einige von ihnen wider alle soziologischen Wahrscheinlichkeiten selbst zustande gebracht hätten. Wo Bourdieu immer wieder seine Zweifel gegenüber dem Konzept der angeblichen Chancengleichheit zum Ausdruck bringt, erinnert Rancière unermüdlich an Akte der Überschreitung, die sich auf nichts anderes als die Gleichheit zwischen angeblichen Ungleichem berufen haben. Er stellt keineswegs in Abrede, dass diese Gleichheit nur äußerst punktuell realisiert ist. Aber gerade deswegen sei es so wichtig, an die Gleichheit als Präsupposition zu glauben und an Akte zu erinnern, in denen Gleichheit wider alle Realität schlicht in Anspruch genommen wurde, statt darauf zu warten, dass sie (rechtlich) gewährt wird.

Paradigmatisch dafür sind Rancières beeindruckende Archivstudien über Saint Simonistische Arbeiter im Paris des 19. Jahrhunderts. Diese Arbeiter finden Rancières Darstellung zufolge in der Auseinandersetzung mit romantisch-symbolistischer Literatur nicht nur heraus, was sie alles nicht haben, sondern auch, was sie können, obwohl man es ihnen – von bürgerlicher wie von orthodox marxistischer Seite – abgesprochen hat: Zum Beispiel Literatur produzieren und philosophische Journale herausgeben. Rancière wird im Übrigen nicht müde zu betonen, dass es *L'art pour l'art*-Kunst gewesen sei, die den Arbeiter-Künstlern diese ungeahnten Welten aufgetan hätte und nicht realitätsverdoppelnder Sozialkitsch, in dem die Unterschichten nur das zu sehen und zu lesen bekämen, was sie ohnehin schon haben und wissen. Letztere Kunst – sogenannte Arbeiterkunst – hätte man ihnen bisweilen noch zugestanden und damit nur einmal mehr festgelegt, dass sie zu Höherem nicht berufen seien.<sup>35</sup> Rancières Held unter den Arbeiter-Künstlern ist seit *La nuit des prolétaires*

35 Jacques Rancière: *La nuit des prolétaires*. Archives du rêve ouvrier. Paris: Fayard 1981. (= *L'espace du politique*.); ähnliche Überlegungen finden sich in: Jacques Rancière: *Good times or pleasure at the barriers*, sowie Jacques Rancière und Patrick Vauday: *Going to the Expo: the worker, his wife and machines*. Beide in: *Voices of the People. The Social Life of 'La Sociale' at the end of the Second Empire*. Herausgegeben von Adrian Rifkin and Roger

der Bodenleger Gauny, dessen Arbeitsjournale, Briefe an teilweise fiktive Personen wie z.B. Dante, philosophische Abhandlungen und literarische Texte Rancière aus dem Archiv befreit und durch Veröffentlichung erstmals einem breiteren Publikum zugänglich gemacht hat.<sup>36</sup>

Es ist also nicht nur so, dass Rancière seine forschende Aufmerksamkeit auf das Durchbrechen statt auf das Bestätigen von Habitus-Grenzen legt. Er geht darüber hinaus davon aus, dass die sozialen Akteure selbst eine Stimme haben und diese auch erheben können – und zwar durchaus auch in reflexiv-theoretischer oder widerständiger Absicht. Das impliziert, dass sie keine Fürsprecher und erst recht keine Wissenschaftler brauchen, die ihnen erklären, dass sie machtlos ihrem Habitus ausgeliefert seien.<sup>37</sup> Wenn man sich als Wissenschaftlerin wirklich nützlich machen wolle, und das war ja Bourdieus Anliegen seit Algerien, dann solle man – so würde Rancière wohl argumentieren – die unerwartet mutigen Wörter und die wider alles Erwartbare widerständigen und stolzen Aktionen derjenigen erforschen, publizieren und anderweitig zugänglich machen, denen das Erkennen ihrer Situation und vor allem das Durchbrechen ihrer habituellen Klassengrenzen abgesprochen wurden.

Statt *über* andere zu schreiben sollte man sie also selbst schreiben, reden und handeln lassen bzw. lernen anzuerkennen, dass ihre geschriebenen Wörter auch Wörter und manchmal sogar Literatur sind und nicht nur blinde Gewohnheiten. In seinem Buch *Das Unvernehmen* macht Rancière an immer wieder neuen Beispielen deutlich, dass widerständiges, den bestehenden Klassenhabitus durchbrechendes Handeln oft einfach schlicht deswegen nicht gesehen – und in der Folge auch nicht anerkannt – wird, weil wir zu einem beträchtlichen Teil nur das sehen oder hören, was wir zu sehen oder hören erwarten bzw. gelernt haben zu erwarten.<sup>38</sup> Von den einen erwarten wir wohlartikulierte Stellungnahmen, von anderen einen dumpfen Ausdruck des Leidens; von den Experten Wissen, von den Laien subjektive Meinungen. Man könnte also sagen, dass Rancière Bourdieus Habitus-Theorie zunächst einmal durchaus übernimmt, ja insofern sogar noch steigert, als er nicht nur das eigene klassenspezifische Handeln, Wahrnehmen und Denken als habituell präformiert betrachtet, sondern auch unsere Erwartungen gegenüber anderen Habitus. Und ebenfalls wie Bourdieu geht Rancière davon aus, dass die körperlich-sinnliche

---

Thomas. Aus dem Französischen von John Moore. New York; London: Routledge und Kegan Paul 1988. (= History workshop series.) S. 23–94.

- 36 Vgl. Louis-Gabriel Gauny: *Le philosophe plébéien*. Textes présentés et rassemblés par Jacques Rancière. Paris: Maspero; Saint Denis: Presses universitaires de Vincennes. (= Actes et mémoires du peuple.)
- 37 Wie sowohl Todd May als auch Nordmann, Bourdieu/Rancière, gegenüber Rancière kritisch hervorheben, wird solidarisches Sprechen für andere oder im Namen anderer unter diesen Umständen fast unmöglich. Vgl. Todd May: *The Political Thought of Jacques Rancière*. Creating Equality. Edinburgh: Edinburgh University Press 2008.
- 38 Vgl. Jacques Rancière: *Das Unvernehmen*. Aus dem Französischen von Richard Steurer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1588.)



Dimension des Handelns – Rancière nennt sie den Bereich der ersten Ästhetik, und zwar im Unterschied zur spezifischen Ästhetik der Kunst – eine nicht zuletzt deshalb so fundamentale Rolle spielt, weil sie schwer zugänglich und thematisierbar sei.<sup>39</sup>

Nichtsdestotrotz untersucht Rancière auf dieser Basis aber widerständiges Verhalten, das die Grenzen alles (habituell) Erwartbaren durchbricht, indem es nicht nur von der Regel abweicht, sondern für dieses abweichende Handeln eine – wie er sagt – Bühne schafft, die dafür sorgt, dass es überhaupt als wie auch immer abweichendes Handeln wahrgenommen wird statt nur als Wahnsinn. Dabei macht Rancière keinen Hehl daraus, dass der von ihm beschriebene Widerstand durch Aneignung oder Erfinden von Praktiken, für welche die betreffenden Akteure als nicht qualifiziert gelten, marginal ist. Doch gerade das ist für Rancière überhaupt kein Grund, solches unwahrscheinliche Handeln zu verschweigen oder zu marginalisieren, ganz im Gegenteil.

## 5. Was steht auf dem Spiel, wenn man Habitus-Forschung betreibt?

Die kürzeste Antwort Rancières auf diese Frage lautete wohl: die Emanzipation, d.h. die Befreiung aus den Herrschaftsstrukturen, die sich im quasinatürlichen Habitus verbergen. Wer sich nur für den Habitus interessiert, läuft Gefahr, Veränderungspotential nicht nur zu übersehen, sondern auch zu entmutigen und damit den Status quo festzuschreiben. Je mehr die ohnehin schon feinmaschigen gesellschaftlichen Kontrollnetze zur zweiten Natur werden, desto wichtiger ist es für jemanden wie Rancière, auf die Suche nach Veränderungspotential zu gehen – und sei es, dass man dieses (vorläufig) nur im Archiv findet.

Eine Vertreterin von Bourdieus Habitus-Theorie würde dem wohl entgegen halten, dass Rancière ein äußerst problematisches, autonomes Subjekt beschwört, wenn er fast ausschließlich über Ereignisse der unerwarteten und unwahrscheinlichen Übertretung von Habitus-Grenzen schreibt und damit nahe legt, dass das überall und immer möglich sei. Wasser auf die Mühlen dieses Bourdieuschen Einwands ist zudem die Tatsache, dass Rancière so gut wie keinen Gedanken auf die gesellschaftlichen Prozesse und Institutionen verwendet, die einen – im besten Fall zumindest – zu einem selbstbewussten Subjekt machen können; (potentiell) widerständige Subjekte sind bei Rancière einfach immer schon da.

Ebenso glaubwürdig, wie Rancière unwahrscheinliche Ausnahmen von der Regel habituellen Handelns nachweisen kann, kann eine Bourdieuanerin plausibel machen, dass die Übereinstimmung im Handeln, Wahrnehmen oder in Fragen des Geschmacks klassenspezifisch oft so groß ist, dass man in Bezug auf die menschliche Autonomie eher kleinlaut wird. Für beide Positionen scheint demnach so viel

<sup>39</sup> Zum Begriff einer „ersten“ oder „ursprünglichen Ästhetik“ vgl. beispielsweise Jacques Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien. Herausgegeben und aus dem Französischen von Maria Muhle. Berlin: b\_books 2006. (= PolYpeN.)



zu sprechen, dass die Schlussfolgerung nahe liegt, es sei letztlich vom Naturell einer Forscherin abhängig bzw. dieser zu überlassen, ob sie die erdrückenden Schwierigkeiten oder den lokalen Erfolg von emanzipatorischen Bewegungen ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stellt.

Das ist für eine Verteidigerin Bourdieus allerdings kein Ausweg aus der Kontroverse, und die Entscheidung für oder gegen das Erforschen von normalisierenden Habitus keine Frage von Optimismus oder Pessimismus. Vielmehr ist es aus Bourdieuscher Perspektive vor allem moralisch-politisch problematisch, eine Rancièrèsche Subjekttheorie zu akzeptieren. Denn mit der These, dass Widerstand gegen alle Wahrscheinlichkeiten des Habitus prinzipiell immer, überall und allen möglich ist, läuft die Rancièrèsche Theorie Gefahr, all diejenigen für minderwertig zu erklären, welche die Grenzen ihres Habitus nicht überschreiten. Dass sie sich nicht aus ihrer zweiten Natur befreien haben können, wird dann sehr schnell zu einem Vorwurf. Aber auch für Rancièrèsche darf die Frage der Emanzipation nicht der zufälligen Vorliebe einer Forscherin überlassen werden. Er würde in diesem Zusammenhang wohl darauf hinweisen, dass man sich um das Betonen der Stabilität von Habitus-Strukturen keine Sorgen machen muss; dass die viel größere und wahrhaft emanzipatorische Herausforderung darin besteht, an Akte ihrer intentionalen, glücklichen Sprengung zu erinnern.

Das Richtige beider Ansätze drängt zur Frage, ob es wünschenswert und möglich ist, jene Wahrscheinlichkeiten, welche die Habitus-Forschung zutage fördert, zusammen mit den – bisweilen nach oben anpasslerischen, oft aber in Rancièrès Sinn emphatisch widerständigen – Ausnahmen zu erforschen, wie das teilweise ja auch in Bourdieus Studien zu Algerien der Fall ist. Eine in dieser Hinsicht noch konsequentere Studie scheint mir Bourdieus unter dem Titel *Das Elend der Welt* erschienene Buch.<sup>40</sup> Es umfasst die Interviews, welche eine ziemlich große, von Bourdieu geleitete Gruppe von Soziologinnen zur Frage der unspektakulär alltäglichen Sorgen – zur „kleinen Not“<sup>41</sup> – in verschiedenen Bereichen der Unterschichten vornehmlich Frankreichs geführt hat.

In mancher Hinsicht liest sich dieses Interviewbuch wie eine Reaktion auf Rancièrès Einwände. Es ist in der Tat auch vollkommen anders verfasst als beispielsweise *Die feinen Unterschiede*. Die wohl augenfälligste Differenz besteht darin, dass im *Elend der Welt* die Befragten nicht Material für eine Forschung liefern, von der sie später in den meisten Fällen wohl nie mehr etwas hören, sondern selbst zu Wort kommen – wenn nicht gar teilweise die Regie führen –, und zwar in einer schon fast radikal oder rancièreanisch zu nennenden Ausführlichkeit. In den Erzählungen der Befragten, die hier zu Autoren werden, findet das Verhaftetbleiben in Strukturen des Habitus ebenso seinen Ausdruck, wie Möglichkeiten der Reflexion auf die struktu-

---

40 Pierre Bourdieu [u. a.]: *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK 1997. (= *Édition discours*. 9.)

41 Ebenda, S. 19.



rierenden Strukturen des Habitus vorgeführt werden – bis hin zum Durchbrechen des eigenen Habitus. Wo man aufgrund der kurzen Angaben über die sozialen Hintergründe der Befragten, die jede Interview-Erzählung einleiten, ihrem Schicksal Ausgelieferte erwartet, begegnen der Leserin nicht selten reflexive Wesen, die ihren Alltag analysieren, als wären sie Soziologinnen. Nicht wenige von ihnen genießen die Selbstdarstellung offensichtlich ebenso wie die Möglichkeit der Reflexion und des Theoretisierens.<sup>42</sup>

Dass hier die Wahrscheinlichkeiten ebenso Raum bekommen wie die von Rancière monierten Ausnahmen, liegt wohl vor allem daran, dass im *Elend der Welt* keine statistischen oder andere Schlüsse aus den Interviews gezogen werden. Vielmehr reihen sich die mündlichen Erzählungen gemäß einer beinahe literarisch zu nennenden Serealisierungstechnik so aneinander, dass die individuellen Geschichten ebenso sichtbar werden wie deren strukturelle und habituelle Verwobenheit; die normalisierenden Regeln zusammen mit den nie ausgeschlossenen Ausnahmen davon. Dafür, dass eine solche Vielschichtigkeit die größte und durchaus gewusste sowie anerkannte Herausforderung für Bourdieu war, kommt m. E. insbesondere in seinen späten, manchmal recht kryptischen Bemerkungen zur Literatur etwa von Karl Kraus, Thomas Bernhard und Elfriede Jelinek zum Ausdruck; Bemerkungen, wonach Bourdieu seine Theorie gerne den Texten dieser Autoren angenähert hätte.<sup>43</sup> Und zwar deshalb, so würde ich sagen, weil in dieser Literatur unerbittliche Strukturen des Habitus ebenso eine Sprache finden wie das, was sich keiner Wahrscheinlichkeit fügt.

Offensichtlicher Weise sind die temporären Überschreitungen von Habitus-Grenzen, die sich im *Elend der Welt* artikulieren, viel weniger revolutionär als die von Rancière ins Zentrum gestellten Heldinnen und Helden. Das spricht aber nicht notwendig gegen das Interviewbuch, zumal wenn man der Gefahr des Romantisierens der absoluten Ausnahme entkommen will. Dieser Gefahr erliegt Rancière bisweilen ebenso wie einer Überschätzung der Kunst, allem voran der Literatur, als Instrument des *empowerments*. Eine Re-Lektüre des *Elends der Welt* aus dem Geist Rancières könnte demgegenüber ein breites Spektrum von Nuancen zwischen dem Gefangenbleiben im vererbten Habitus einerseits und jenen Subjekten zutage fördern, die einmal in der Lage waren, sich über alle Schranken des ihnen Zugesprochenen hinwegzusetzen. Und dieses ganze Spektrum muss berücksichtigt werden, wenn man aus der Sackgasse herauskommen will, in welche unter anderem Rancières Kritik an Bourdieu die Debatte über Emanzipation und Habitus manövriert hat.

---

42 Deshalb kann diese Studie auch als subtile Antwort auf die Einwände seitens der Soziologie der Kritik (vgl. Fußnote 4 dieses Beitrags) gelesen werden.

43 Vgl. z. B. Pierre Bourdieu: Die Welt entfataisieren. Interview mit Sylvain Bourmeau. In: absolute Pierre Bourdieu. Herausgegeben und mit einem biografischen Essay von Joseph Jurt. Freiburg: orange press 2003. (= absolute.) S. 7–32, insbesondere S. 12–13.

## Literaturverzeichnis

ALEXANDER, JEFFREY C.: The Reality of Reduction. The Failed Synthesis of Pierre Bourdieu. In: J. C. A.: *Fin-de-Siècle Social Theory. Relativism, Reduction and the Problem of Reason*. London [u. a.]: Routledge 1995, S. 128–217.

BADER, VEIT: Misrecognition, Power, and Democracy. In: *Recognition and Power. Axel Honneth and the Tradition of Critical Social Theory*. Herausgegeben von Bert van den Brink und David Owen. Cambridge: Cambridge University Press 2007, S. 238–269.

BENNETT, TONY: Habitus Clivé. Aesthetics and Politics in the Work of Pierre Bourdieu. In: *New Literary History* 38 (2007), Nr. 1, S. 201–228.

BEHNKE, CHRISTOPH; WUGGENIG, ULF: Pierre Bourdieu und Algerien. Eine chronologische Darstellung. In: *Nach Bourdieu. Visualität, Kunst, Politik*. Herausgegeben von Beatrice von Bismarck, Therese Kaufmann und Ulf Wuggenig. Wien: Turia und Kant 2008, S. 101–129.

BOLTANSKI, LUC; HONNETH, AXEL: Soziologie der Kritik oder Kritische Theorie? Ein Gespräch mit Robin Celikates. In: *Was ist Kritik?* Herausgegeben von Rahel Jäggi und Thilo Wesche. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1885.) S. 81–114.

BOLTANSKI, LUC; THÉVENOT, LAURENT: The Sociology of Critical Capacity. In: *European Journal of Social Theory* 2 (1999) Nr. 3, S. 359–377.

BOLTANSKI, LUC; THÉVENOT, LAURENT: Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Andreas Pfeuffer. Hamburg: Hamburger Edition 2007.

BOUDON, RAYMOND: Pour und sociologie critique. In: *Raymond Boudon: Y a-t-il encore und sociologie?* Paris: Éditions Odile Jacob 2003, S. 123–159; dt. von Michael Tillmann unter: [http://www.passerelle.de/cms/front\\_content.php?idcatart=239&lang=1&client=1](http://www.passerelle.de/cms/front_content.php?idcatart=239&lang=1&client=1) [Stand 2010-01-04].

BOURDIEU, PIERRE; SAYAD, ABDELMALEK: Le déracinement. La crise de l'agriculture traditionnelle en Algérie. Paris 1964; dt. teilweise in: *Pierre Bourdieu: In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung*. Herausgegeben von Franz Schultheis und Christine Frisinghelli. Graz: Camera Austria 2003.

BOURDIEU, PIERRE; PASSERON, JEAN-CLAUDE: La reproduction. Eléments pour une théorie du système d'enseignement. Paris: Minuit 1970; dt. teilweise in: *Pierre Bourdieu; Jean-Claude Passeron: Die Illusion der Chancengleichheit*. Aus dem Französischen von Barbara und Robert Picht. Bearbeitet von Irmgard Hartig. Stuttgart: Klett 1971. (= Texte und Dokumente zur Bildungsforschung.); teilweise auch in: *Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron: Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. (= Theorie.)



BOURDIEU, PIERRE: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982.

BOURDIEU, PIERRE: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Aus dem Französischen von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.

BOURDIEU, PIERRE; WACQUANT, LOÏC J. D.: An Invitation to Reflexive Sociology. Chicago; London: University of Chicago Press 1992.

BOURDIEU, PIERRE; EAGLETON, TERRY: Doxa and the Common Life. An Interview. In: Mapping Ideology. Herausgegeben von Slavoj Žižek. London; New York: Verso 1994, S. 179–277.

BOURDIEU, PIERRE [u. a.]: Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK 1997. (= Édition discours. 9.)

BOURDIEU, PIERRE: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Franz Schultheis. Konstanz: UVK 2000. (= Édition discours. 25.)

BOURDIEU, PIERRE: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Aus dem Französischen von Achim Russer. Unter Mitwirkung von Héléne Albagnac. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1695.)

BOURDIEU, PIERRE: Questions de sociologie. Paris: Minuit 2002 (= Reprise.)

BOURDIEU, PIERRE: Die Welt entfatalisieren. Interview mit Sylvain Bourmeau. In: absolute Pierre Bourdieu. Herausgegeben und mit einem biografischen Essay von Joseph Jurt. Freiburg: orange press 2003. (= absolute.) S. 7–32.

BOURDIEU, PIERRE; PASSERON, JEAN-CLAUDE: Die Erben. Studenten, Bildung und Kultur. Aus dem Französischen von Stephan Egger. Konstanz: UVK 2007. (= Édition discours. 41.)

BUTLER, JUDITH: Implicit censorship and discursive agency. In: J. B.: Excitable Speech. A Politics of the Performative. New York [u. a.]: Routledge 1997, S. 127–163.

CELIKATES, ROBIN: Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag 2009. (= Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie. 13.) [Teilweise zugl.: Bremen, Univ., Diss., 2008.]

DARBEL, ALAIN; RIVET, JEAN-PAUL; SEIBEL, CLAUDE: Travail et travailleurs en Algérie. II. Étude sociologique par Pierre Bourdieu. Paris: Édition Mouton 1963 (= Recherches méditerranéennes: Documents. 1.)

GAUNY, LOUIS-GABRIEL: Le philosophe plébéien. Textes présentés et rassemblés par Jacques Rancière. Paris: Maspero; Saint Denis: Presses universitaires de Vincennes 1983. (= Actes et mémoire du peuple.)

GEBAUER, GUNTER; KRAIS, BEATE: *Habitus*. Bielefeld: transcript 2002. (= Einsichten: Themen der Soziologie.)

HONNETH, AXEL: Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus. In: A. H.: Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Philosophische Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 849.) S. 156–181.

LAHIRE, BERNARD : *L'homme pluriel. Les ressorts de l'action*. Paris: Nathan 1998. (= Collection Essais & Recherches. Série Sciences sociales.)

LAHIRE, BERNARD: From the habitus to an individual heritage of dispositions. Towards a sociology at the level of the individual. In: *Poetics* 31 (2003), S. 329–355.

MARINTÍN-CRIADO, ENRIQUE: *Les deux Algéries de Pierre Bourdieu*. Broissieux: Éditions du Croquant 2008. (= Collection Champ social.)

MAY, TODD: *The Political Thought of Jacques Rancière. Creating Equality*. Edinburgh: Edinburgh University Press 2008.

NORDMANN, CHARLOTTE: *Bourdieu/Rancière. La politique entre sociologie et philosophie*. Paris: Éditions Amsterdam 2006.

ORTNER, SHERRY B.: Resistance and the Problem of Ethnographic Refusal. In: *Comparative Studies in Society and History* 37 (1995), Nr. 1, S. 173–193.

RANCIÈRE, JACQUES: *Der Begriff der Kritik und die Kritik der politischen Ökonomie*. Aus dem Französischen von Eva Brückner-Pfaffenberger. Berlin: Merve 1972.

RANCIÈRE, JACQUES: On the Theory of Ideology – Althusser's Politics. In: *Radical Philosophy* 7 (Frühjahr 1974); wieder abgedruckt in: *Radical Philosophy Reader*. Herausgegeben von Roy Edgley und Richard Osborne. London: Verso 1985, S. 100–136.

RANCIÈRE, JACQUES: *La leçon d'Althusser*. Paris: Gallimard 1974. (= *Idees*. 294.)

RANCIÈRE, JACQUES: *Wider den akademischen Marxismus*. Aus dem Französischen von Otto Kallscheuer. Berlin: Merve 1975. (= *Internationale marxistische Diskussion*. 54.)

RANCIÈRE, JACQUES: *La nuit des prolétaires. Archives du rêve ouvrier*. Paris: Fayard 1981. (= *L'espace du politique*.)

RANCIÈRE, JACQUES: „Good times or pleasure at the barriers“. In: *Voices of the People. The Social Life of ‚La Sociale‘ at the end of the Second Empire*. Herausgegeben von Adrian Rifkin und Roger Thomas. Aus dem Französischen von John Moore. New York; London: Routledge und Kegan Paul 1988. (= *History workshop series*.) S. 45–94.

RANCIÈRE JACQUES; VAUDAY, PATRICK: *Going to the Expo: the worker, his wife and machines*. In: *Voices of the People. The Social Life of ‚La Sociale‘ at the end of the*



Second Empire. Herausgegeben von Adrian Rifkin und Roger Thomas. Aus dem Französischen von John Moore. New York; London: Routledge und Kegan Paul 1988. (= History workshop series.) S. 23–44.

RANCIÈRE, JACQUES: Das Unvernehmen. Aus dem Französischen von Richard Steuer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1588.)

RANCIÈRE, JACQUES: Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien. Herausgegeben und aus dem Französischen von Maria Muhle. Berlin: b\_books 2006. (= PolYpeN.)

RANCIÈRE, JACQUES: Le philosophe et ses pauvres. Paris: Flammarion 2007. (= Champs. 732.)

REHBEIN, BOIKE; SAALMANN, GERNOT: Habitus (habitus). In: Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Herausgegeben von Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart; Weimar: Metzler 2009, S. 118–124.

SCHULTHEIS, FRANZ: Initiation und Initiative. Nachwort zu: Pierre Bourdieu: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Konstanz: UVK 2000. (= Édition Discours. 25.) S. 165–184.

SCOTT, JAMES C.: Domination and the Art of Resistance. Hidden transcripts. New Haven [u. a.]: Yale University Press 1990.

SUDERLAND, MAJA: Hysteresis (hystérésis). In: Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Herausgegeben von Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart; Weimar: Metzler 2009, S. 127–129.

WUGGENIG, ULF: Paradoxe Kritik. In: webjournal transversal. Online: <http://eipcp.net/transversal/0808/wuggenig/de> [Stand 2010-07-02].

# Wie kommt der Habitus in die Literatur?

## Theoretische Fundierung – methodologische Überlegungen – empirische Beispiele

Von Maja Suderland

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu forderte immer wieder von der Soziologie ein, dass sie „eine Soziologie der Perzeption der sozialen Welt umfassen [muss], das heißt eine Soziologie der Konstruktion der unterschiedlichen *Weltsichten*, die selbst zur Konstruktion dieser Welt beitragen.“<sup>1</sup> Diese Weltsichten der sozialen Akteure unterscheiden sich in Abhängigkeit von deren unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum, d. h. sie entsprechen jeweils den objektiven Unterschieden des Sozialraumes und finden ihren Niederschlag auf allen Ebenen sozialen Handelns und Lebensstils.<sup>2</sup>

Mit den vorliegenden Ausführungen möchte ich dieser Aufforderung Bourdieus nachkommen und den Versuch unternehmen, eine Rekonstruktion der „Perzeption der sozialen Welt“ an Hand einer *literarischen Habitusanalyse* durchzuführen und damit einen kleinen Teil zur Soziologie der Konstruktion von „Weltsichten“ beizusteuern. Die hierbei verwendeten literarischen Beispiele stammen allerdings nicht aus ‚beliebiger‘ Literatur, sondern aus so genannter *Holocaustliteratur*, die sich entweder *autobiografisch* oder aber auf autobiografischer Basis *fiktional* mit den Erfahrungen während eines Extremfalls des Sozialen befasst. Daher gibt uns diese Literatur nicht über die Weltsichten ‚gewöhnlicher‘ Akteure Aufschluss, sondern über solche, von denen wir zumeist annehmen, dass wir sie wegen der besonders extremen Umstände in den Konzentrationslagern gemeinhin gar nicht als ‚Handelnde‘ im eigentlichen Sinne betrachten können. Mit meiner Analyse soll daher nicht allein dem Bourdieuschen Habituskonzept Plausibilität nachgewiesen und ein Plädoyer für die Methode der literarischen Habitusanalyse gehalten werden, sondern zugleich den KZ-Häftlingen, deren Äußerungen hierbei analysiert werden und mit deren „Perzeption der sozialen Welt“ ich mich befasse, ihr Status als soziale Subjekte und Akteure – und damit ihre Menschenwürde – zurückgegeben werden.

---

1 Pierre Bourdieu: Sozialer Raum und symbolische Macht. In: P. B.: Rede und Antwort. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= edition suhrkamp. 1547.) S. 135–154, hier S. 143.

2 Zum theoretischen Konzept des sozialen Raums in der Soziologie Pierre Bourdieus siehe Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. 11. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 658.); Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= edition suhrkamp. 1985.); Maja Suderland: Sozialer Raum. In: Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Herausgegeben von Boike Rehbein und Gerhard Fröhlich. Stuttgart: Metzler 2009, S. 219–225.





Im Folgenden werde ich nach einigen einführenden theoretischen und methodologischen Überlegungen (1.) anhand zwei ausgewählter empirischer Beispiele aus der Holocaustliteratur eine literarische Habitusanalyse vorstellen und zeigen, in wie weit eine solche Analyse tatsächlich Aufschluss über die „Weltsichten“ sozialer Akteure geben kann und zu deren Rekonstruktion beiträgt (2.). Einige abschließende Überlegungen sollen das Ergebnis zusammenfassen und zur weiteren Diskussion anregen (3.).

## 1.

Mit dem Werk Pierre Bourdieus verfügen wir über soziologisch-theoretische Konstrukte, die es ermöglichen, Individuum und Gesellschaft zusammenzudenken, und dabei gleichzeitig versuchen, dies in handhabbare Konzepte umzusetzen. Dabei verschwinden keineswegs die gesellschaftlichen Strukturen aus der Analyse, vielmehr bleiben sie als Objektivitäten bestehen. Sie finden jedoch ihren individuellen Wiederhall in den Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata der sozialen Akteure.<sup>3</sup> Vorlieben, Neigungen und Anschauungen, die unter den objektiven Bedingungen der jeweiligen sozialen Position eines Individuums in der Gesellschaft angeeignet wurden, sind einverleibt – inkorporiert –, sodass sie als *Habitus* auch jenseits von Bewusstsein das Verhalten, Denken und Empfinden der Akteure prägen. Personen, die unter ähnlichen sozialen Bedingungen leben, haben folglich ähnliche Sichtweisen auf die Welt; sie fühlen sich in ihren Vorlieben, Neigungen und Anschauungen wahlverwandt und einander zugehörig und finden darin schließlich ihre soziale Identität.

Schlüssel zur Ermittlung dieser Sichtweisen sind also die *Habitus*, die „Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien“<sup>4</sup> der Akteure, die als ‚einverlebte Gesellschaft‘ Ursache dafür sind, dass die soziale Realität gewissermaßen zweimal existiert: nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Akteure, wie Bourdieu in Anlehnung an Pascal beschreibt.<sup>5</sup>

Wenn wir Bourdieu also ernst nehmen, bedeutet das, dass es keinen ‚habitusfreien‘ Raum gibt – nirgendwo! – und dass alles, was von Menschen gemacht, gedacht und empfunden wird, Spuren eines *Habitus* trägt. Da die *Habitus* auf so vielfältige Weise zum Ausdruck gebracht werden, lassen sie sich auch auf sehr unterschiedliche Weise ermitteln. In der Regel bietet sich eine Kombination mehrerer Methoden der empirischen Sozialforschung an, um der Komplexität der *Habitus* gerecht zu werden: Beobachtung, verschiedene Interviewformen, Erhebung sozialstatistischer Daten über Einkommen und Beruf und so weiter, Konsumstudien ebenso wie die

---

3 Vgl. Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, S. 173.

4 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 22.

5 Vgl. Pierre Bourdieu und Loïc J. D. Wacquant: *Reflexive Anthropologie*. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1793.) S. 161.

Anfertigung von Akteurstagebüchern oder Videoprotokollen können hierbei unter anderem sinnvoll eingesetzt werden.

Aber auch literarischen Werken und fiktionaler Literatur kommt als empirischem Material wichtige Bedeutung zu, die allerdings bislang in der Soziologie noch weit gehend unterschätzt und daher wenig genutzt wird. Da „der soziale Raum“, wie Bourdieu sagt, „die erste und die letzte Realität [ist], denn noch die Vorstellungen, die die sozialen Akteure von ihm haben können, werden von ihm bestimmt“<sup>6</sup>, zeichnen die in der Literatur transportierten Vorstellungen auch die „impliziten Möglichkeitsbedingungen“<sup>7</sup> des sozialen Raumes detailgenau nach oder entwerfen sie in dieser gewissermaßen perspektivisch begrenzten Weise fiktional. Die doppelte Existenz der sozialen Welt – außerhalb und innerhalb der Akteure – ist auch die Grundlage von Fiktionen. Die Möglichkeit, eine soziale Welt „völlig frei zu erfinden“, hat daher ihre Grenzen in eben dieser nachhaltigen Prägung.

Meine umfangreiche Lektüre von Holocaust-Literatur hat ergeben, dass die Berichtenden ihre Sinnkonstruktionen zumeist detailliert ausbreiten und durch scharfsinnige Analysen des Sozialen in den nationalsozialistischen Zwangslagern ihre Vorstellungen, also ihre Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien, oft äußerst präzise darlegen. Durch diese Ausbreitung und Erläuterung ihrer „Weltansichten“ wird zugleich deutlich, dass sogar unter diesen extremen Bedingungen, die in den nationalsozialistischen Zwangslagern herrschten, von der doppelten Existenz der sozialen Welt ausgegangen werden muss: Auch wenn innerhalb der Lagermauern die äußere soziale Welt nun nicht mehr in der den Häftlingen bislang vertrauten Weise existierte, so war dennoch offenbar der ‚innere Fortbestand‘ der gewohnten, außerhalb der Lagermauern existierenden sozialen Welt noch nicht erloschen. Mit dieser theoretischen Argumentation lässt sich dann auch erklären, dass Paul Martin Neurath, der seine KZ-Erfahrungen schon sehr früh zu Papier brachte,<sup>8</sup> auch bei den KZ-

---

6 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 27.

7 Pierre Bourdieu: *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens*. Aus dem Französischen von Andreas Pfeuffer. Herausgegeben von Stephan Egger, Andreas Pfeuffer und Franz Schultheis. Konstanz: UVK 2000. (= Edition discours. 11.) S. 39.

8 Paul Martin Neurath (1911–2001), promovierter Jurist, Sohn des österreichischen Philosophen und Neopositivisten des Wiener Kreises, Otto Neurath (1882–1945), war wegen seiner Aktivitäten im politischen Widerstand und seiner ‚jüdischen Abstammung‘ 1938/39 in Konzentrationslagern inhaftiert. Nach seiner Entlassung aus dem KZ und seiner anschließenden Emigration in die USA schrieb er eine soziologische Dissertation mit dem Titel „Social Life in the German Concentration Camps Dachau and Buchenwald“, die er bereits 1943 an der Columbia University of New York einreichte. Die Arbeit sorgte dort weniger wegen ihres Inhalts als wegen der Verwendung persönlicher Erfahrungen als ‚Datenbasis‘ und der angewandten Methode der teilnehmenden Beobachtung für Streit und wurde erst nach der Ergänzung eines methodischen Teils angenommen. Erst im Jahr 1951, nach der Einreichung der erforderlichen Anzahl an Belegexemplaren, wurde die Promotion schließlich vollzogen. Neuraths Dissertation blieb lange Zeit weitgehend unbeachtet und erschien erstmals als Buch im Jahr 2004 in deutscher Übersetzung, ein Jahr später im englischen Original in den USA: Paul Martin Neurath: *The Society of Terror. Inside the Dachau and*



Häftlingen eine grundlegende menschliche Sozialität feststellte, die offenbar unter allen Umständen ihre Wirkung entfaltet<sup>9</sup>: „The difference between the two societies, that outside and that inside the camp, seems [...] one of rules of behavior rather than basic concepts“.<sup>10</sup>

Die Gültigkeit von gesellschaftlichen „basic concepts“ innerhalb und außerhalb der Zwangslager auf Basis der doppelten Existenz der sozialen Welt innerhalb und außerhalb der Akteure<sup>11</sup> ermöglicht es, die KZ-Häftlinge trotz der rigorosen und gewaltsamen Einschränkungen ihrer Handlungsspielräume als *Akteure* zu betrachten, deren „Weltsichten“ einen individuellen, zugleich gesellschaftlich geprägten Beitrag zur sozialen Ausprägung der Häftlingsgesellschaft leisteten, wenngleich dieser im Alltag der Zwangslager nur schwer sichtbar blieb. Eine Habitusanalyse auf Grundlage dieser Literatur kann daher die Perspektivenvielfalt der Häftlingsgesellschaft in ihrer sozialen Komplexität rekonstruieren.

Soziologische Forschung bediente sich bislang stets auch literarischer Quellen, um ihre gesellschaftlichen Befunde darzulegen. Trotzdem ist die wissenschaftliche Zulässigkeit einer solchen Vorgehensweise in der soziologischen Fachliteratur weiterhin strittig. Im Vordergrund steht dabei die Frage, ob Literatur in der Lage ist, ‚wahre‘ Aussagen über gesellschaftliche Realität zu treffen, die ebenso valide sind wie durch statistische, kontrollierte Verfahren gewonnene Erkenntnisse. Diese Frage richtet sich gleichermaßen an fiktionale wie auch an autobiografische Literatur, denn bei letzterer wird die Fiktion durch Konstruktion ersetzt. Mit dieser Frage nach den wahren Aussagen stoßen wir allerdings meines Erachtens an ein grundsätzliches Problem der Darstellbarkeit von Wirklichkeit – es ist deshalb ein grundsätzliches Problem, weil es auch die Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse betrifft, denn diese Darstellung kann stets nur vermittelt geleistet werden. Das gilt ebenso für sprachliche Darstellungen wie für andere Versuche der Dokumentation von Realität, z. B. in quantifizierender Form von auf kontrollierten Messungen beruhenden Zahlenverhältnissen, wie es zumeist in der Mainstream-Soziologie geschieht. Von daher gilt immer, dass ausgewählte Perspektiven gezeigt und bestenfalls bestimmte Ausschnitte der Realität erhellt werden, die zudem bereits durch theoretische Annahmen strukturiert sind. Wir dürfen also die Darstellung der Wirklichkeit niemals

Buchenwald Concentrations Camps. Herausgegeben von Christian Fleck und Nico Stehr. Mit einem Nachwort von Christian Fleck, Albert Müller und Nico Stehr. Boulder: Paradigm Publishers 2005. In der deutschen Fassung: Paul Martin Neurath: Die Gesellschaft des Terrors. Innenansichten der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald. Herausgegeben von Christian Fleck. Aus dem Englischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004.

9 Ausführlicher dazu siehe Maja Suderland: Ein Extremfall des Sozialen. Die Häftlingsgesellschaft in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Frankfurt am Main; New York: Campus 2009. [Vorher: Darmstadt, Univ., Diss. 2007.]

10 Neurath, *Society of Terror*, S. 261.

11 Vgl. Bourdieu / Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, S. 161.

mit der dargestellten Wirklichkeit selbst verwechseln – nicht bei fiktionaler Literatur, aber ebenso wenig bei wissenschaftlicher Literatur.

Im Gegensatz zu einigen anderen Disziplinen stellt die Soziologie allerdings die Frage nach der Wirklichkeit hinter den Daten immer mit Nachdruck, will sie doch Aussagen über reale, gesellschaftliche Zusammenhänge treffen. Bei der Frage „Wie kommt der Habitus in die Literatur?“, die ich mit diesem Beitrag in Angriff nehmen möchte, müssen daher zunächst noch einige grundsätzliche methodologische Überlegungen über die soziologische Verwertbarkeit literarischen Materials angestellt werden. Hierbei lassen sich insbesondere drei Gründe für die Verwendung literarischen Materials als ‚soziologische Daten‘ anführen:

Zum Ersten erscheint es vermutlich unmittelbar plausibel, dass Literatur als Illustration für bereits mit anderen Mitteln erlangte Erkenntnisse sinnvoll eingesetzt werden kann, um die Konkretheit und Bildhaftigkeit dieser Literatur zur Beschreibung dessen zu nutzen, was soziologisch schon als erwiesen gilt.<sup>12</sup>

Literatur ist zweitens aber auch als Quelle dafür geeignet, zu entdecken, in wie weit und in welcher Weise das Gesellschaftliche in das Private eindringt. Sie kann uns folglich Auskunft über diese von Bourdieu beschriebene zweifache Existenz des Sozialen – innerhalb und außerhalb der Akteure – geben<sup>13</sup>. Geben uns also historische Quellen detaillierte Auskünfte über konkrete Ereignisse, so kann die literarische Verarbeitung dieser Vorkommnisse tieferen Einblick in die persönliche Bewertung dieser Tatsachen und in individuelle oder gesellschaftlich verbreitete Haltungen vermitteln. Um solche Aussagen soziologisch verwerten zu können, „versteht [sich] von selbst, dass auch andere Quellen herangezogen werden müssen. Und das heißt, [...] auch Quellen, die der romanhaften Fiktion faktisches Wissen gegenüberstellen“<sup>14</sup>. In der Literatur tritt die lebensweltliche Bedeutung der Tatsachen in einer Art und Weise in Erscheinung, die der Soziologie wichtige, andernorts nur schwer zu ermittelnde Perspektiven offenbart<sup>15</sup> und daher ein synthetisierendes, soziologisches Erklären von Aspekten ermöglicht, die scheinbar disparat und unverknüpft nebeneinanderstehen<sup>16</sup>.

---

12 Vgl. Helmut Kuzmics und Gerald Mozetič: *Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Konstanz: UVK 2003. (= *Theorie und Methode: Sozialwissenschaften*.) S. 28–29.

13 Vgl. ebenda, S. 29–30.

14 Ebenda, S. 117.

15 Vgl. ebenda, S. 121.

16 Vgl. ebenda, S. 298.



Drittens kann Literatur auch als Kommentar, als analytische Beschreibung und Interpretation des Sozialen mit literarischen Mitteln gelesen werden<sup>17</sup>. Selbst wenn fiktionales literarisches Material gelegentlich überzeichnete oder idealtypische Modellierungen enthält, vermag es einen tiefen Einblick in Denkweisen und Gefühlslagen zu vermitteln, die durch die analytische Beschreibung plausibel werden<sup>18</sup>. Auch „Fiktion kann [...] also; M.S.] eine narrative Wahrheit für sich beanspruchen [...], denn noch die phantastischsten Erzählungen enthalten scharfsinnig formulierte Urteile über das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft.“<sup>19</sup> Oder um Charlotte Delbo, eine ehemalige Auschwitz-Inhaftierte, zu zitieren: „Heute bin ich nicht sicher, ob das, was ich geschrieben habe, wahr ist. Sicher bin ich, dass es der Wahrheit entspricht.“<sup>20</sup>

Wenngleich die Bildung von theoretischen Begriffen von der Soziologie zu erbringen ist, so können in der Literatur durchaus äußerst gehaltvolle Beschreibungen enthalten sein, die der „Kontextferne“<sup>21</sup> und „akademischen Austrocknung der Wirklichkeit“<sup>22</sup> in der Mainstream-Soziologie etwas entgegensetzen vermögen.

Das vorher angeführte Problem der Darstellbarkeit von Realität stellt sich allerdings angesichts der von den Nationalsozialisten verübten Verbrechen noch einmal auf besondere Weise, übersteigen diese doch für gewöhnlich die menschliche Vorstellungskraft. In der Folge des Holocaust – und teilweise schon währenddessen – entstand eine so umfangreiche Literatur, dass sie mittlerweile nicht mehr überschaubar ist.

„Die große Anzahl von Texten, die sich unablässig darum bemühen, den Holocaust zu erfassen, steht [...] für dessen Tragweite und bezeugt [...] das allgemeine Bedürfnis, das Geschehen in irgendeiner Form gedanklich einordnen zu können.“<sup>23</sup> Es zeigt uns, „dass der Holocaust nach einer Sprache verlangt, auch wenn er uns

17 Vgl. ebenda, S. 29–30.

18 Vgl. ebenda, S. 288.

19 Danielle Régnier-Bohler: Die Erfindung des Selbst. In: Geschichte des privaten Lebens. Herausgegeben von Georges Duby. Aus dem Französischen von Holger Fliessbach. Bd. 2: Vom Feudalzeitalter zur Renaissance. Frankfurt am Main: Fischer 1990, S. 301.

20 Charlotte Delbo: Trilogie. Auschwitz und danach. Basel; Frankfurt am Main: Stroemfeld; Roter Stern 1990, S. 6. Im Folgenden als Fließtextzitat.

21 Kuzmics / Mozetič, Literatur als Soziologie, S. 290.

22 Norbert Elias: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Michael Schrötter. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1008.) S. 62.

23 Alvin Rosenfeld: Ein Mund voll Schweigen. Literarische Reaktionen auf den Holocaust. Aus dem amerikanischen Englisch von Annette und Axel Dunker. Überarbeitete, aktualisierte und ergänzte Fassung der Orig.-Ausgabe. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 12.

Schweigen zu gebieten scheint“<sup>24</sup>. Die Autorinnen und Autoren all dieser Berichte, Erinnerungen und fiktionalen Verarbeitungen stehen vor dem Problem, Ausdrucksmöglichkeiten für widersprüchliche Empfindungen finden zu müssen. Das Schreiben wird hierbei meist als „Chance“ begriffen, „dem Menschlichen nahe zu bleiben und es zu bewahren“<sup>25</sup>. Das bedeutet, dass in den Beschreibungen dieser ‚verkehrten Welt‘ der Konzentrationslager, in der nichts mehr zu gelten schien, das vorher galt, die Normalität, das Gewohnte und Vertraute, das, was als ‚richtig‘ angesehen wurde, als Kontrast zur Perversion der Lager besonders hervorgehoben wurde. Die von der SS mit Vorsatz betriebene Aussetzung der Normalität in den Konzentrationslagern provozierte geradezu die Artikulation von bisherigen sozialen Positionen, von vertrauten Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien – also von Habitus –, um in der Differenz einen Ausdruck für das Unvorstellbare zu finden und ‚menschliche Normalität‘ in all ihrem sozialen Nuancenreichtum dieser Unmenschlichkeit entgegen zu setzen.

Es ist daher erforderlich, die Beobachtungen und scharfsinnigen Analysen der Autorinnen und Autoren sehr ernst zu nehmen<sup>26</sup>, denn deren Reflexivität muss ein integraler und unverzichtbarer Bestandteil des soziologischen Nachdenkens über die menschliche Gemeinschaft in den Konzentrationslagern und deren „Perzeption der sozialen Welt“ sein<sup>27</sup>.

## 2.

Wenden wir uns also nun dem empirischen Material zu. Als erstes Beispiel habe ich einen *autobiografisch fundierten, fiktionalen Text* von Charlotte Delbo ausgewählt. Charlotte Delbo, geboren 1913, gestorben 1985, war französische Widerstandskämpferin und wurde im März 1942 zusammen mit ihrem Mann und weiteren Résistance-Mitgliedern verhaftet und schließlich im Januar 1943 nach Auschwitz, später noch ins Frauenlager Ravensbrück deportiert. Ihr Mann und andere Mitgefangene wurden schon im Mai 1942 erschossen. Nach ihrer Befreiung begann sie bereits 1946 mit der Niederschrift ihrer Erlebnisse und Erfahrungen, die allerdings erst in den 1960er und 70er Jahren in Frankreich veröffentlicht wurden. Dies wurde dann jedoch der Auftakt zu ihrer aktiven schriftstellerischen Tätigkeit. Ihr unter dem Titel „Auschwitz-Trilogie“ bekannt gewordenes Buch „Auschwitz und danach“ stellt eine literarische, also fiktionale Verarbeitung ihrer KZ-Erfahrungen dar, und die frühesten Texte darin hat sie bereits 1946 verfasst.

Ich werde nun zunächst aus einer Erzählung Charlotte Delbos eine längere Passage zitieren, um anschließend darzulegen, welche Erkenntnisse uns eine Habitusanalyse

---

24 Ebenda, S. 22.

25 Ebenda, S. 21.

26 Vgl. ebenda, S. 300.

27 Bourdieu, Sozialer Raum, S. 142.



vermitteln kann. Es soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass das Ende dieser Erzählung, die unter der Überschrift „Der Teddybär“ steht, eine grausige Pointe hat (Delbo, S. 235–236). Da dies für die vorliegende Fragestellung nicht bedeutsam ist, wird es für meine Ausführungen jedoch keine Rolle spielen.

Charlotte Delbo erzählt darin von einer Weihnachtsfeier, die in der Häftlingsbaracke in Auschwitz stattfinden sollte:

„Es ging darum, einen traditionellen Weihnachtsabend zu veranstalten. Ein polnisches Weihnachtsfest, da die Polinnen in der Mehrheit waren. Die Russinnen, obwohl auch zahlreich, waren nicht eingeladen. [...]

Am Ende des Tages beschäftigte sich jede auf ihrem Bett eifrig mit ihren Geschenken, nähte, zeichnete, stickte, strickte. Den kleinsten Stoffetzen, das kleinste Wollhaar verdankte man raffinierter List. Währenddessen stellten an den letzten Abenden die Köchinnen, die viel nachzudenken hatten, ihre Kochtöpfe auf den Ofen im Labor,<sup>[28]</sup> damit sie, wenn der Tag gekommen wäre, die Gerichte nur noch aufzuwärmen brauchten. Es war derart kalt, daß die Konservierung sicher war. Wanda kümmerte sich um den Tannenbaum. [...]

Und der Weihnachtsabend kam. Wir hörten um vier Uhr mit der Arbeit auf [...] Wir hatten wenig Zeit, um uns schön zu machen, eine nach der anderen ihr Kleid zu bügeln, denn es gab nur ein Bügeleisen (wo kam es bloß her, dieses Bügeleisen? ...), und uns zu kämmen. Einige Expertinnen übernahmen die Wasserwellen. [...] Wir genossen unser nachwachsendes Haar, das noch keine besonders dicken Locken erlaubte. Einige zogen Seidenstrümpfe geheimnisvoller Herkunft an. [...] Auf die gestreiften Kleider setzte man weiße, aus Hemdunterteilen geschneiderte Kragen. Dunkelhaarige fransten Papier aus, machten daraus Blumen, die sie an ihrem Haar befestigten. Aus dem Krankenzimmer hatte man sich Vaseline besorgt, mit der die Augenlider eingerieben wurden. Und im Schlafsaal war man aufgeregt wie vor einem Ball. ‚Brauchst du die Nadel noch? – Wer kann mir seine Bürste ausleihen? – Hat jemand meinen Gürtel gesehen? – Macht schnell, gebt uns das Bügeleisen, in unserer Ecke hatten wir es noch nicht.‘ [...]

Mit dem gekämmten Haar, der Schminke, erkannten wir uns kaum wieder. Die Chemikerinnen vom Labor hatten Rouge für Wangen und Lippen und Puder fabriziert. Aber sie hatten nur einen Farbton herstellen können, und das machte uns verlegen, all diese in derselben Art, im gleichen Farbton geschminkten Gesichter. Die gestreiften Kleider wirkten dadurch noch ähnlicher. Wir bekamen plötzlich das Gefühl, unsere Mühen und unsere Vorbereitungen für ein richtiges Fest und unsere Aufregung sei umsonst gewesen. Wir hatten uns so sorgfältig zurecht gemacht, als würden wir Gäste erwarten. Gäste, die nicht kamen.

---

28 Die Frauen arbeiteten in einem Versuchslabor, in dem an der künstlichen Herstellung von Kautschuk gearbeitet wurde, und konnten zudem durch Schwarzhandel einige Lebensmittel wie z. B. Trockenerbsen gegen Brot eintauschen. Vgl. Delbo, *Trilogie. Auschwitz und danach*, S. 229–230.



Wir blieben unter uns, mit Gesichtern, die nicht unsere waren. Ein Augenblick Traurigkeit, den ein etwas verkrampftes Lachen auflockerte. [...]

Die Köchinnen wanden sich durch die Gruppen und füllten die Teller – Glasgeräte aus dem Labor. An einem Weihnachtsabend aus Blechgeschirr zu essen war ausgeschlossen. [...]

Man küßte sich. Man hörte nicht auf, sich zu küssen und Hostien und Wünsche auszutauschen. Vierundneunzig Umarmungen hatte jede zu geben und zu empfangen. Wir – die Französinen – fühlten uns etwas unwohl, weil die Polinnen nach slawischer Art auf den Mund küßten. [...]

Und die Verteilung der Geschenke begann. Man wickelte viel Papier ab, um eine Seife zu entdecken, eine Stoffpuppe, eine Schleife aus gehäkelter Spitze, einen Gürtel aus geflochtener Schnur, ein Heft mit buntem Deckel.“ (Delbo, S. 230–235.)

Was kann uns nun eine Habitusanalyse dieser Passage vermitteln, die über eine literaturwissenschaftliche Betrachtung beispielsweise der angewandten Stilmittel, eine historiografische Einordnung der beschriebenen Situation oder eine psychologische Analyse der Gefühlslagen in der beschriebenen Situation hinausgeht? Zunächst einmal muss man wissen, dass es sich bei den erwähnten Frauen nicht um Jüdinnen, sondern um aus politischen Gründen Inhaftierte handelte, die – gemessen an anderen Häftlingskategorien<sup>29</sup> – sogar in Auschwitz gewisse Privilegien genossen. So durften sie beispielsweise gelegentlich Pakete empfangen und verfügten daher – selbst wenn diese sie stets bereits halb ausgeplündert erreichten – manchmal über Tauschgut oder geeignete Zutaten zum Weihnachtsfest. Ihre Tätigkeit in einem Labor stellte noch ein zusätzliches Privileg dar, das jedoch gleichfalls durch ihre Haftkategorie mitbedingt war, denn Jüdinnen oder ‚Zigeunerinnen‘ wurden in solchen Arbeitskommandos gar nicht eingesetzt.

Zudem ist festzuhalten, dass die Gruppe der Frauen national gemischt aus Französinen und Polinnen besetzt und offenbar das Verhältnis beider zu den Russinnen getrübt war, da diese nicht zur Mitwirkung an den Feierlichkeiten eingeladen wurden. Diese atmosphärische Störung, diese Spaltung der Barackengemeinschaft kann mit Bourdieu auch als Ausdruck einer (zumal unter diesen Umständen) „vergessenen Geschichte“<sup>30</sup> angesehen werden. Dass sie an diesem Ort in dieser Baracke aufeinandertrafen und miteinander auskommen mussten, ist sicherlich als kontingentes Ereignis zu betrachten; was daraus aber wurde, ist dann keineswegs mehr kontin-

29 Zu den Häftlingskategorien in den nationalsozialistischen Zwangslagern siehe auch Annette Eberle: Häftlingskategorien und Kennzeichnungen. In: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Herausgegeben von Wolfgang Benz und Barbara Distel. Bd. 1: Die Organisation des Terrors. München: Beck 2005, S. 91–109; siehe auch Suderland, Extremfall des Sozialen.

30 Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Aus dem Französischen von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 105.



gent, denn schon ein Blick in die Geschichte und eine unter Napoleon geschlossene französisch-polnische Allianz in gemeinsamer Gegnerschaft zu Russland, die in ihrer vernichtenden Niederlage bei der so genannten ‚Völkerschlacht bei Leipzig‘ endete,<sup>31</sup> mag genügen um zu verstehen, was Bourdieu meint, wenn er den Habitus, also persönliche Vorlieben und Neigungen, auch als Ausdruck einer kollektiven, „vergessenen Geschichte“ beschreibt. Der Ursprung der Empfindungen der in dieser Baracke zufällig zusammen inhaftierten polnischen und französischen Frauen, ihre gemeinsam geteilte, als spontan und individuell empfundene Abneigung gegenüber den russischen Mithäftlingen weist den systematischen Charakter des Habitus auf, der eben alles andere als zufällig ist, sondern auf lang währenden, gesellschaftlichen und individuell inkorporierten Entwicklungen basiert.

Die Vorbereitungen zu diesem besonderen Weihnachtsfest unterscheiden sich – abgesehen von der Anpassung der getroffenen Maßnahmen und Vorkehrungen wegen der besonderen Situation im Zwangslager – kaum von denen einer ganz gewöhnlichen, polnischen Weihnachtsfeier. Die Barackengenossinnen übernahmen die traditionell weiblichen Aufgaben an der Vorbereitung: Konzeption und Organisation der Feier, Erstellung eines Menuplanes, Besorgung und Zubereitung der Lebensmittel, Vorbereitung des festlichen Raumschmuckes, Basteln von Geschenken durch Anwendung traditionell weiblicher Techniken (Nähen, Sticken, Stricken, Flechten) usw. Dazu war auch der Einsatz „raffinierter List“ (Delbo, S. 230) erforderlich.

Folgt man Bourdieu, ist „List“ die Strategie der „Beherrschten“, die „jederzeit selber mehr sehen, als man von ihnen sieht“<sup>32</sup>. Die daraus entstehende „Hellsichtigkeit“, die bei Frauen meist als „weibliche List“ oder – positiver formuliert – als „weibliche Intuition“<sup>33</sup> bezeichnet wird, funktioniert dadurch, dass die „Beherrschten“ sich den Standpunkt der „Herrschenden“ zu eigen machen und auf sich selbst anwenden. Bourdieu bezeichnet dies auch als „die Waffen der Schwächeren“<sup>34</sup>.

Als traditionell ‚Schwächere‘ in einer männlich dominierten Gesellschaft scheint es für die inhaftierten Frauen ein Pluspunkt gewesen zu sein, über solche Strategien der „Beherrschten“ bereits zu verfügen und sich mit „raffinierter List“ Lösungsmöglichkeiten für scheinbar Unmögliches auszusinnen. Charlotte Delbo selbst formuliert es an anderer Stelle in dem von Bourdieu intendierten Sinne wohl präzise, wenn sie

---

31 Zum historischen Kontext siehe beispielsweise Meyers großes Taschenlexikon in 24 Bänden. Herausgegeben von Werner Digel. Leipzig; Mannheim: Bibliographisches Institut 2006.

32 Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft. In: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Herausgegeben von Irene Dölling und Beate Kraus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997. (= edition suhrkamp. 1732.) S. 153–217, hier S. 163, Fußnote 28; Pierre Bourdieu: Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrück. In: Ebenda, S. 218–230, hier S. 228.

33 Bourdieu, Männliche Herrschaft (1997), S. 163.

34 Bourdieu, Sanfte Gewalt, S. 228.

betont, dass Frauen auch in dieser Not Auswege hatten, nämlich die, die sie immer haben (vgl. Delbo, S. 171). Es sei an dieser Stelle völlig dahingestellt, ob es diese Vorteile objektiv tatsächlich gab. Im Kontext des hier verfolgten Interesses aber ist es wichtig festzuhalten, dass in der Formulierung „raffinierte List“ bei Delbo ein Anklang an die verbreitete Ansicht zum Ausdruck kommt, Frauen verfügten über besondere, nämlich ‚weibliche‘ Strategien, die sich von denen der Männer unterscheiden und die sie sich in den Zwangslagern zu Nutze machen konnten.

In der aus Charlotte Delbos Erzählung zitierten Passage wird außerdem noch etwas anderes sehr deutlich: Indem sich die Frauen mit größten Anstrengungen schön zu recht machten, knüpften sie einerseits an die bisher gepflegte Tradition an, nicht nur das Weihnachtsfest, sondern auch sich selbst entsprechend feierlich zu inszenieren. Hierbei ist jedoch zudem etwas wirksam, das Bourdieu meint, wenn er sagt, das Sein der Frauen sei stets ein Wahrgenommen-Werden. „Sie existieren zuallererst für und durch die Blicke der anderen.“<sup>35</sup> Sie antizipierten den Blick, mit dem andere sie betrachten würden.

Diese Anstrengungen waren deshalb lohnend, weil es einen Teil ihrer hergebrachten Normalität darstellte, die sie damit sich selbst und einander demonstrierten, nämlich dass sie doch immer noch ‚ganz normale Frauen‘ waren. Das Frau-Sein gehörte zu den verbindenden und universal vermittelbaren Elementen innerhalb dieser Barackengemeinschaft und trotz des Unbehagens auf Seiten der Französinen, von den Polinnen „nach slawischer Art“ (Delbo, S. 233) auf ihren Mund geküsst zu werden, waren die Gemeinsamkeiten doch stärker. Bemerkenswert an dem Satz „Wir – die Französinen – fühlten uns etwas unwohl, weil die Polinnen nach slawischer Art auf den Mund küssten“ (ebenda) scheint mir, dass ihm das Akkusativ-Objekt fehlt: Das Unbehagen war offenbar derart groß, dass Charlotte Delbo es nicht über sich brachte zu schreiben: Sie küssten uns auf den Mund. Und dieses eine fehlende Wörtchen macht das Unbehagen bei der Lektüre beinahe körperlich spürbar. Dass der Kuss auf den Mund „nach slawischer Art“ von den Polinnen als nicht sexuell konnotiert wahrgenommen wurde, war ein kultureller Unterschied zwischen den Frauen, den die Französinen angesichts des Festes, das sie gemeinsam mit jenen feiern wollten, zu ignorieren versuchten.

In der zitierten Passage findet sich noch eine weitere Fährte: Der Wunsch nach Normalität war für diese Frauen nicht allein der nach ‚weiblicher‘ Schönheit; er war zudem der Wunsch nach Individualität. Die Frauen hatten sich zwar schön gemacht, weil das zu einem normalen Weihnachtsfest dazu gehörte, und unterstrichen damit ihre Weiblichkeit, aber plötzlich sahen sie – stärker noch als zuvor – alle gleich aus, weil sie ihre Gesichter alle mit der gleichen Schminke in den gleichen Farben gewissermaßen zur Maske entstellt hatten – sie hatten Gesichter, die nicht ihre waren, wie Delbo es formuliert (Delbo, S. 232). Diese Vorstellung von Individualität ist

---

35 Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005, S. 17.



offenbar davon geprägt, dass der Körper zwar deren Träger ist, sie jedoch ihren Ausdruck in individuellen Beigaben finden muss – also weder ein völlig nackter Mensch erscheint als Individuum, noch ein schön zurechtgemachter Mensch erscheint als Individuum, solange es noch andere gibt, die ihm zu sehr gleichen. Diese Individualität findet scheinbar in einer sehr fein austarierten Balance zwischen Ähnlichkeiten und Unterschieden ihren Ausdruck, die vor allem einiger kulturell geprägter Hilfsmittel bedarf. Charlotte Delbo gelingt es in dieser Erzählung nicht zuletzt mit ihren sprachlichen, literarischen Mitteln, diese Verquickung von physischen und psychischen Aspekten des Sozialen auf beeindruckende Weise und beinahe fasslich darzustellen.

Zusammenfassend lässt sich also an dieser Stelle festhalten, dass sich nuancierte Hinweise auf verschiedene Habitus-Aspekte finden lassen. Es werden Habitus auf Basis vergessener Geschichte beschrieben, Geschlechtshabitus und Habitus als Ausdruck von Individualität – und dabei sind diese „Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien“<sup>36</sup> immer zugleich Verkörperung symbolischer Ordnung auch im Sinne symbolischer Herrschaft.

Ich komme nun zu meinem zweiten empirischen Beispiel, das aus den Erinnerungen von Leon Szalet stammt. Leon Szalet, geboren 1892, gestorben 1958, war Jude polnischer Staatsangehörigkeit und wurde nach dem deutschen Überfall auf Polen Mitte September 1939 in Berlin, wo er lebte und arbeitete, verhaftet und ins Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt. Er verbrachte dort 237 Tage größtenteils in Isolierbaracken und wurde schließlich im Mai 1940 auf Intervention seiner Tochter entlassen. Unmittelbar anschließend emigrierte er zusammen mit ihr in die USA, wo er sofort mit der Niederschrift seiner Hafterinnerungen begann. Als Buch erschienen diese autobiografischen KZ-Erinnerungen bereits 1946 in englischer Sprache. Eine deutsche Übersetzung erschien indes erst 2006.<sup>37</sup>

In den Erinnerungen Leon Szalets können wir davon lesen, dass in den Isolierbaracken des Lagers Sachsenhausen zwei polnisch-jüdische Professoren übermäßig verehrt wurden:

„[...] zum ersten Mal überraschte uns Franz angenehm [...] Er behandelte beide Professoren mit der größten Hochachtung und verschaffte ihnen so viele Erleichterungen, wie es in einem Konzentrationslager möglich ist. [...] Auch die übrigen Kameraden überboten sich in Ehrbezeugungen den beiden Professoren gegenüber. Jeder schätzte sich glücklich, ihnen Gutes zu tun; jeder hätte gern alle möglichen Härten auf sich genommen, wenn er damit den beiden Gelehrten Leiden hätte ersparen können. [...] Dem Professor antwortete [...] sogar der größte Rohling prompt mit einer freundlichen Stimme ‚Bitte schön, Herr

---

36 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 22.

37 Leon Szalet: *Baracke 38. 237 Tage in den „Judenblocks“ des KZ Sachsenhausen*. Bearbeitet und mit Anmerkungen und einem Nachwort von Winfried Meyer. Berlin: Metropol 2006. (= Überlebenszeugnisse. 3.) Im Folgenden als Fließtextzitat.

Professor, bitte schön.' Denn jeder fühlte, wie sehr Rohheit und Barschheit diesen feinbesaiteten Gelehrten verletzten, wie schwer er unter jedem derben Wort litt; jeder wollte ihm, soweit es in seiner Macht stand, diese Bitternis ersparen.“ (Szalet, S. 242–243.)

Waren die hier erwähnten beiden Professoren aus Sicht der Lager-SS lediglich polnische Juden und deshalb zusammen mit *Ihresgleichen* in der Isolierbaracke des Lagers Sachsenhausen untergebracht (vgl. ebenda, S. 241–242), so machte es sich die gleichfalls polnisch-jüdische Barackengemeinschaft zur Aufgabe, die *soziale Distanz regelrecht zu kultivieren* und die beiden Professoren mit Ehrbezeugungen zu überhäufen.

Die hierbei zum Einsatz kommende soziale Praxis aktualisierte die gesellschaftliche symbolische Ordnung der Ungleichheit und dokumentierte die soziale Distanz völlig unverschleiert durch Akte der Unterwerfung. Gleichwohl musste sie so angewandt werden, „wie es in einem Konzentrationslager möglich“ war (Szalet, S. 242).

Wären für den universitär gebildeten Geschäftsmann Szalet (vgl. ebenda, S. 462) Erkrankungen des Verdauungstraktes und sanitäre Verhältnisse niemals zuvor ein denkbare Gesprächsthema zwischen ihm und einem Gelehrten gewesen, so galten im Lager hierfür andere Gesetze: In Sachsenhausen wurde es für Szalet beinahe zu einer besonderen – wenngleich ihn tief erschütternden – Auszeichnung, dass er Professor Sternbach, der unter der Ruhr litt und in einem desolaten und entwürdigenden Zustand die Nacht im Toilettenraum verbracht hatte, seine Zeitung zu überlassen, damit dieser sich säubern konnte. Die Blockführer hatten zu diesem Zeitpunkt, als eine Ruhrepidemie im Lager ihren Höhepunkt erreicht hatte, verfügt, dass die Schwerkranken die Nächte in den total verschmutzten und Ekel erregenden Toilettenräumen verbringen mussten, damit sie die übrige Baracke nicht verunreinigten, wenn sie die Toiletten nicht mehr rechtzeitig erreichen konnten (vgl. ebenda, S. 325–326). Nachdem dieses Schicksal auch den allseits verehrten Professor Sternbach ereilt hatte, sorgte sich Szalet und ging nachts in den Toilettenraum, um nach dessen Befinden zu sehen. Sternbach bat ihn daraufhin:

„Könnten Sie mir vielleicht ein Stückchen Zeitungspapier leihen? Ich werde Ihnen morgen doppelt soviel zurückgeben.“

Ich hatte gerade an diesem Tage mit der Hälfte meiner Brotration eine ganze Zeitung erstanden und lief schleunigst in den Schlafrum, um meinen Schatz aus dem Versteck in dem Strohsack zu holen. Wie schrecklich er doch unter der widerlichen Besudelung leiden musste. Wenn ich doch nur etwas Wasser beschaffen könnte. Aber das war unmöglich. Ich würde ihm wenigstens anbieten, ihm zu helfen. Als ich aber das arme, beschmierte Gesicht wieder vor mir sah und die Zeitung in die zitternde Hände legte, war alles, was ich sagen konnte ‚Hier, bitte‘.

Professor Sternbach riss die Vorderseite der Zeitung herunter und reichte mir den Rest zurück. ‚Ich danke ihnen sehr‘, hauchte er, und über sein beschmutz-



tes Gesicht liefen Tränen. [...] ‚Nein, es ist alles für Sie‘, sagte ich. [...] ‚Wirklich‘, fragte er ungläubig, ‚wirklich, es ist alles für mich?‘ [...] Ich wollte etwas sagen, aber ich vermochte nicht einmal ein ‚Ja‘ hervorzubringen und konnte nur mit dem Kopf nicken.

Da trat ein glückseliges Lächeln auf das verfallene Gesicht. Er faßte die Zeitung mit beiden Händen und voller Freude, und mit einer für ihn ungewöhnlichen Munterkeit sagte er: ‚Ach, ich bin ja so glücklich. Das werde ich Ihnen nie vergessen. Wie viele Leiden wären mir erspart gewesen, wenn ich Sie früher gesehen hätte. Ach, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich jetzt bin.‘

Das war zuviel für mich. Eine alte schmutzige Zeitung war zur höchsten Glückseligkeit eines Mannes geworden, der noch vor wenigen Monaten nicht nur der Stolz der polnischen Gelehrtenschaft, sondern eine Säule der Weltwissenschaft gewesen war [...].“ (Szalet, S. 327–328)

Diese Szene, die mich einerseits schauern und ratlos macht und die auf berührende Weise vermittelt, inwiefern die Zwangslager eine ‚verkehrte Welt‘ waren und einer Hölle glichen, kann andererseits unmittelbar verdeutlichen, dass die Zustände zwar ‚verkehrt‘ waren, die *soziale Ordnung jedoch Bestand haben sollte*. Die übrigen ‚gewöhnlichen‘ Schwerkranken sind von Szalet in dieser Szene völlig ausgeblendet worden, obwohl sie ihr Schicksal mit dem Professor teilten. Der durch seinen sozialen Status hervorgehobene Gelehrte jedoch sollte in dieser Passage durch diesen stilistischen ‚Trick‘ noch einmal die ihm zukommende und auch an diesem unseligen Ort entgegengebrachte Verehrung erfahren. Ihm seine Zeitung zu überlassen, was unter den Lagerverhältnissen als ein großes Opfer verstanden werden muss, gereichte Szalet zur eigenen Ehre; die anderen, ebenfalls schwer erkrankten Häftlinge auszublenden war ein weiteres Opfer, das dafür erbracht werden musste, und das gewissermaßen der Ehrenrettung der gesamten Barackengemeinschaft diene, die den sozialen Status des Professors sogar unter diesen Bedingungen anzuerkennen bereit war.

Wir können hierin deutlich den *Habitus eines Bildungsbürgers* erkennen,<sup>38</sup> der, da er selbst durchaus über einige Kenntnisse und intellektuelle Fähigkeiten verfügt, die in diesem gesellschaftlichen Bereich höchste erreichbare Position besonders anerkennt. Die den beschriebenen Interaktionen der Inhaftierten innewohnende *symbolische Anerkennung der Position* der Professoren scheint dort besonders bedeutsam gewesen

---

38 In den literarischen Quellen finden sich an vielen Stellen auch deutliche Hinweise auf andere Habitus, die im Speziellen eine dezidiert differente Haltung gegenüber Intellektuellen beinhalten, z. B. bei dem kommunistischen Widerstand angehörenden Arbeiter-Häftlingen, die ihrer Verachtung allem Intellektuellen gegenüber unverschleiert Ausdruck verliehen. Siehe dazu auch Christoph Daxelmüller: Kulturelle Formen und Aktivitäten als Teil der Überlebens- und Vernichtungsstrategie in den Konzentrationslagern. In: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur. Herausgegeben von Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann. Bd. 2. Göttingen: Wallstein 1998, S. 983–1005; siehe auch Maja Suderland: Territorien des Selbst. Kulturelle Identität als Ressource für das tägliche Überleben im Konzentrationslager. Frankfurt am Main; New York: Campus 2004; siehe auch Suderland, Extremfall des Sozialen.

zu sein, trug sie doch dazu bei, *wesentliche Faktoren der sozialen Ordnung zu erhalten*.

Die in dieser Szene beschriebene Sprachlosigkeit Szalets – er konnte lediglich ein „hier, bitte“ oder ein Kopfnicken hervorbringen (Szalet, S. 327 und 328) – kann zudem als ein Hinweis auf die „Somatisierung“ von Herrschaft<sup>39</sup> verstanden werden. Zu dieser „Somatisierung“ gehören Leidenschaften oder Gefühle wie Liebe, Bewunderung oder Respekt, genauso wie „körperliche Emotionen“<sup>40</sup>, die als „Scham, Erniedrigung, Schüchternheit, Beklemmung, Ängstlichkeit, aber auch Zorn oder ohnmächtige Wut“ schmerzlich und oft auch unübersehbar in äußeren Anzeichen wie Erröten oder Stottern zum Ausdruck kommen. Die „sozialisierten Körper“, die sich die sozialen Verhältnisse dauerhaft einverleiben<sup>41</sup>, reagieren auf diese Verhältnisse: emotional hingebungsvoll, affektiv verpflichtet, die auferlegten Schranken stillschweigend akzeptierend. Die von Szalet thematisierten Empfindungen können ganz sicher als *individueller Ausdruck einer empathischen Hinwendung* zu einem hilflosen Menschen in einer äußersten Notlage verstanden werden. Zugleich sind sie jedoch – insbesondere durch den mit stilistischen Mitteln erzielten Ausschluss der anderen, sich in vergleichbarer Situation befindlichen, erkrankten Häftlinge – *Ausdruck eines „somatisierten Herrschaftsverhältnisses“*<sup>42</sup>, das sich des Körpers als „Gedächtnisstütze“<sup>43</sup> bedient.

Waren also in den Zwangslagern die objektiven, substanziellen Grundlagen verschiedener „Lebensweisen“<sup>44</sup> weitgehend nicht mehr existent, so sorgten die hier detailgenau beschriebenen Habitus dafür, dass der Sinn für den eigenen sozialen Ort wie auch für den der Anderen, ebenso wie Formen „symbolischer Herrschaft“<sup>45</sup>, weiterhin wirksam sein konnten.

---

39 Vgl. Bourdieu / Wacquant, Reflexive Anthropologie, S. 210.

40 Bourdieu, Männliche Herrschaft (2005), S. 72

41 Ebenda, S. 73.

42 Bourdieu, Männliche Herrschaft (1997), S. 166.

43 Ebenda, S. 167.

44 Die systematische Unterscheidung verschiedener „Lebensweisen“ hat der französische Soziologe Maurice Halbwachs bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Sekundäranalysen vorhandener Datensätze aus Konsumstudien untersucht. Vgl. Maurice Halbwachs: Klassen und Lebensweisen. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Stephan Egger und Franz Schultheis. Aus dem Französischen von Stephan Egger. Konstanz: UVK 2001. (= Edition discours. 17.)

45 Bourdieu, Sozialer Sinn.





### 3.

Was kann uns diese – zugegeben kursorische – Habitus-Analyse zweier Textpassagen aus so genannter Holocaustliteratur an Erkenntnissen vermitteln? Dazu möchte ich abschließend einige Gedanken formulieren.

Beide hier vorgestellten Episoden können auf zweierlei Weise gelesen werden: Mit dem Blick auf *Brüche* erhebt vor unseren Augen eine Gegenwelt, in der die Menschenwürde nichts mehr galt; mit dem Blick auf die Habitus der beschriebenen Akteure werden jedoch auch *Kontinuitäten* sichtbar, die verdeutlichen, dass es trotzdem in diesen Lagern offenbar nicht möglich war, die soziale Ordnung völlig außer Kraft zu setzen.

Wir können sie also als *Illustration* des historisch belegten Zivilisationsbruchs lesen, aber ebenso als *analytische Kommentare* zur auch unter diesen Extrembedingungen noch fragmentarisch wirksamen Normalität. Diese Passagen sind auch als *Quelle* für Empfindungen und Haltungen, für „Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien“<sup>46</sup> anzusehen, die uns beweisen, dass der von den Nationalsozialisten intendierte *Zivilisationsbruch nur begrenzt wirksam* war, da die Habitus der sozialen Akteure eine bemerkenswerte Persistenz aufweisen und sich diesem Unvorstellbaren eben nicht oder nicht so einfach anpassen!

Beide hier angeführten empirischen Beispiele aus der Holocaustliteratur können deshalb auch zu einer „Anamnese der verborgenen Konstanten“<sup>47</sup> genutzt und als Quelle für das Ausmaß der von Bourdieu häufig beschriebenen *Habitus-Trägheit*<sup>48</sup> angesehen werden – eine Trägheit, die sich im Falle offensiver Gewaltandrohung und Gewaltanwendung offenbar auch in eine *positive Kraft* verwandeln kann, die sich der mit brachialer Gewalt erzwungenen Veränderung entgegenstemmt! Dies geschieht offenbar unter Einsatz einer ungeheuren Energie, von der man nicht so recht weiß, wo unter den extremen Bedingungen in den nationalsozialistischen Zwangslagern ihre Ursprünge zu suchen sein könnten. Bourdieu bezeichnet diesen ‚Trieb‘ zum Sozialen als „*soziale libido*“<sup>49</sup> als eine Kraft – in ihrer Wirkung mit einem biologischen Trieb vergleichbar –, die Menschen zum Vollzug sozialer Unterscheidungen drängt. Und nicht zuletzt dadurch, dass sie der von den Nationalsozialisten intendierten Nivellierung der Häftlingsmassen zu würdelosen ‚Unmenschen‘ etwas entgegensetzten, erscheinen uns die KZ-Häftlinge mit dieser Perspektive als soziale Akteure!

---

46 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 22.

47 Bourdieu, *Männliche Herrschaft* (2005), S. 97.

48 Bourdieu bezeichnet diese Trägheit auch als Hysterisis-Effekt. Siehe dazu auch Maja Suderland: *Hysterisis*. In: Bourdieu-Handbuch, S. 127–129.

49 Bourdieu: *Praktische Vernunft*, S. 143. Siehe dazu auch Maja Suderland: *Libido*. In: Bourdieu-Handbuch, S. 169–170.

Machen *uns* heute diese Beschreibungen des traditionell Weiblichen bei Charlotte Delbo und die übertrieben anmutende Unterwürfigkeit unter die hierarchische soziale Ordnung bei Leon Szalet wegen *unseres* kritischen Blicks auf Ungleichheiten möglicherweise unruhig, so können wir doch auch erkennen, in welcher Weise *vertraute soziale Strukturen* und Ordnungen Menschen Halt, Kraft – und eben auch Würde – geben.

Diese Art Literatur kann uns also gewissermaßen eine *Bourdieu-Lektion* erteilen und ein neues Licht auf die von ihm als „Hysteresis“ beschriebene Trägheit des Habitus werfen<sup>50</sup>. Wir können einerseits verstehen und rekonstruieren, warum schnelle Veränderungen nur schwer denkbar sind. Andererseits wird aber auch klar, dass gewaltsame Veränderungen ihre erkennbaren Grenzen in den Habitus aller beteiligten Akteure finden.

Wenn wir sie mit einem soziologischen Blick lesen, kann uns diese Literatur also einen Blick auf die „Perzeption der sozialen Welt“<sup>51</sup> gewähren. Eine derartig geprägte, analytische Lektüre kann uns lehren, dass wir nicht umhin kommen, uns mit der „Logik der Praxis“<sup>52</sup> zu beschäftigen, da vor allem auf ihr, und weniger auf einer Kantschen theoretischen Vernunft, die „basic concepts of society“<sup>53</sup> beruhen, deren doppelte Existenz innerhalb und außerhalb der Akteure<sup>54</sup> Ursache dafür ist, dass sie in der sozialen Welt derart starke Wirkungen entfalten können.

---

50 Vgl. Bourdieu, Sozialer Sinn, S. 116; Bourdieu/Wacquant: Reflexive Anthropologie, S. 164.

51 Bourdieu, Sozialer Raum, S. 143.

52 Bourdieu, Sozialer Sinn, S. 147.

53 Neurath, Society of Terror, S. 261.

54 Vgl. Bourdieu/Wacquant, Reflexive Anthropologie, S. 161.



## Literaturverzeichnis

BOURDIEU, PIERRE: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Aus dem Französischen von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.

BOURDIEU, PIERRE: Sozialer Raum und symbolische Macht. In: P.B.: Rede und Antwort. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= edition suhrkamp. 1547.) S. 135–154.

BOURDIEU, PIERRE: Die männliche Herrschaft. In: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Herausgegeben von Irene Dölling und Beate Kraus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997. (= edition suhrkamp. 1732.) S. 153–217.

BOURDIEU, PIERRE: Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke. In: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Herausgegeben von Irene Dölling und Beate Kraus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997. (= edition suhrkamp. 1732.) S. 218–230.

BOURDIEU, PIERRE: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= edition suhrkamp. 1985.)

BOURDIEU, PIERRE: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. 11. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 658.)

BOURDIEU, PIERRE: Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens. Aus dem Französischen von Andreas Pfeuffer. Herausgegeben von Stephan Egger, Andreas Pfeuffer und Franz Schultheis. Konstanz: UVK 2000. (= Edition discours. 11.)

BOURDIEU, PIERRE: Die männliche Herrschaft. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005.

BOURDIEU-HANDBUCH. Leben – Werk – Wirkung. Herausgegeben von Boike Rehbein und Gerhard Fröhlich. Stuttgart: Metzler 2009.

BOURDIEU, PIERRE; LOÏC J. D. WACQUANT: Reflexive Anthropologie. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1793.)

DAXELMÜLLER, CHRISTOPH: Kulturelle Formen und Aktivitäten als Teil der Überlebens- und Vernichtungsstrategie in den Konzentrationslagern. In: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur. Herausgegeben von Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann. Bd. 2. Göttingen: Wallstein 1998, S. 983–1005.

DELBO, CHARLOTTE: Trilogie. Auschwitz und danach. Basel; Frankfurt am Main: Stroemfeld; Roter Stern 1990.

EBERLE, ANNETTE: Häftlingskategorien und Kennzeichnungen. In: *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. Herausgegeben von Wolfgang Benz und Barbara Distel. Bd. 1: *Die Organisation des Terrors*. München: Beck 2005, S. 91–109.

ELIAS, NORBERT: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Herausgegeben von Michael Schrötter. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1008.)

HALBWACHS, MAURICE: *Klassen und Lebensweisen. Ausgewählte Schriften*. Herausgegeben von Stephan Egger und Franz Schultheis. Aus dem Französischen von Stephan Egger. Konstanz: UVK 2001. (= Edition discours. 17.)

KUZMICS, HELMUT; MOZETIČ, GERALD: *Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Konstanz: UVK 2003. (= Theorie und Methode: Sozialwissenschaften.)

MEYERS GROSSES TASCHENLEXIKON in 24 Bänden. Herausgegeben von Werner Digel. Leipzig; Mannheim: Bibliographisches Institut 2006.

NEURATH, PAUL MARTIN: *Die Gesellschaft des Terrors. Innenansichten der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004.

NEURATH, PAUL MARTIN: *The Society of Terror. Inside the Dachau and Buchenwald Concentrations Camps*. Herausgegeben von Christian Fleck und Nico Stehr. Mit einem Nachwort von Christian Fleck, Albert Müller und Nico Stehr. Boulder: Paradigm Publishers 2005.

RÉGNIER-BOHLER, DANIELLE: *Die Erfindung des Selbst*. In: *Geschichte des privaten Lebens*. Herausgegeben von Georges Duby. Aus dem Französischen von Holger Fliessbach. Bd. 2: *Vom Feudalzeitalter zur Renaissance*. Frankfurt am Main: Fischer 1990, S. 301–370.

ROSENFELD, ALVIN: *Ein Mund voll Schweigen. Literarische Reaktionen auf den Holocaust*. Aus dem amerikanischen Englisch von Annette und Axel Dunker. Überarbeitete, aktualisierte und ergänzte Fassung der Originalausgabe. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000.

SUDERLAND, MAJA: *Territorien des Selbst. Kulturelle Identität als Ressource für das tägliche Überleben im Konzentrationslager*. Frankfurt am Main; New York: Campus 2004.

SUDERLAND, MAJA: *Ein Extremfall des Sozialen. Die Häftlingsgesellschaft in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern*. Frankfurt am Main; New York: Campus 2009. [Vorher: Darmstadt, Univ., Diss. 2007.]

SUDERLAND, MAJA: *Hysteresis*. In: *Bourdieu-Handbuch*, S. 127–129.

SUDERLAND, MAJA: *Libido*. In: *Bourdieu-Handbuch*, S. 169–170.

SUDERLAND, MAJA: *Sozialer Raum*. In: *Bourdieu-Handbuch*, S. 219–225.

SZALET, LEON: *BARACKE 38. 237 Tage in den „Judenblocks“ des KZ Sachsenhausen*. Bearbeitet und mit Anmerkungen und einem Nachwort von Winfried Meyer. Berlin: Metropol 2006. (= Überlebenszeugnisse. 3.)

# The problem of American habitus

From Stephen Mennell

How is it possible to write about ‘American’ habitus in general, when the United States is socially, geographically, ethically and politically so diverse? “The USA”, it has been observed, “is not a country, it is a continent”. The social forces and social processes shaping the habitus of Americans are multifarious. There has not, for example, ever been a single elite in the USA as a whole that has succeeded in monopolising the social “model-setting” function to the extent that was common in the history of many Western European countries. Even so, I have attempted in my book *The American Civilizing Process*<sup>1</sup> to generalise with great caution about some major historic influences. My model for the book as a whole was Norbert Elias’s classic *The Civilising Process*<sup>2</sup>, but for the delicate task of delineating the major elements of American habitus, Elias’s *The Germans*<sup>3</sup> has been an equal inspiration: in it, he conceptualises the development of German habitus in terms of subtle balances rather than crude dichotomies and contrasts. For the development of American habitus, I nevertheless advance a bold central proposition, on which I shall subsequently elaborate. My thesis is that *the central historic experience shaping the social habitus of Americans is that of their country constantly becoming more powerful relative to its neighbours*. This has had long-term and all-pervasive effects on the way Americans see themselves, on how they perceive the rest of the world, and how others see them.

## Habitus and power relations

The process of Americans becoming ever more powerful in relation to their neighbours began almost immediately after the first European settlements in North America in the early sixteenth century. At first glance, that may seem to be at odds with the popular perception of the social character of Americans, whose manners are generally seen to reflect the egalitarian character of American society. But a distinction needs to be made between the development of internal power relations and external power relations with the peoples of neighbouring societies. The connection

---

1 Stephen Mennell: *The American Civilizing Process*. Cambridge: Polity 2007.

2 Norbert Elias: *The Civilizing Process*. Translated from the German by Edmund Jephcott with some notes and corrections by the author. Revised edition. Edited by Eric Dunning, Johan Goudsblom and Stephen Mennell. Oxford: Blackwell 2000. (= *On the Process of Civilisation*. Collected Works. 3.)

3 Norbert Elias: *The Germans*. Power struggles and the development of habitus in the nineteenth and twentieth centuries. Edited by Michael Schröter. Translated from the German and with a preface by Eric Dunning and Stephen Mennell. Cambridge: Polity 1996. (= *Studies on the Germans*. Collected Works. 11.)

between the two is not initially apparent, but becomes clearer in the later phases of the development of American habitus.

In the earliest days of English settlement in North America, society was indeed relatively flat. The settlers included very few members of the upper class of the parent society in England – no aristocrats or members of the gentry to speak of. The early elite consisted of university-educated clerics and lawyers, along with merchants – people who would have perhaps been considered prosperous middle-class at home. But equally, few members of the very poorest strata made the journey across the Atlantic. In spite of that, the settlers did bring with them the acute status-consciousness of English society, and in the course of the later seventeenth and eighteenth centuries a fairly considerable colonial gentry emerged, consciously modelling itself on the English gentry. After Independence, this gentry was largely eclipsed – except in the slave-owning South, of course. The agrarian republic that Alexis de Tocqueville visited in the early 1830s represented American society in its most egalitarian phase, the age of Jacksonian Democracy. Tocqueville pictured at length the relatively easy and informal manners to be seen in the relations between men and women, masters and servants, even officers and other ranks in the army. In a telling comparison with Britain, he wrote:

“In America, where the privileges of birth never existed and where riches confer no peculiar rights on their possessors, men unacquainted with each other are very ready to frequent the same places, and find neither peril nor advantage in the free interchange of their thoughts. [...] their manner is therefore natural, frank and open.”<sup>4</sup>

In contrast, English people encountering each other by chance were typically reserved, from fear that a casual acquaintance – struck up when travelling abroad for instance – would prove an embarrassment when they returned to the rigidly demarcated social boundaries at home.

Yet the later nineteenth century, the Gilded Age of rapid industrial growth and the formation of vast fortunes, was in America too a period of intense social competition, as waves of *nouveaux riches* battered down the gates of the old social elites. This is well depicted in the novels of Edith Wharton. Status distinctions became more marked, manners books sold in large numbers to people who wanted to emulate not just the ways of the old upper classes America, but also the manners of the European upper classes<sup>5</sup>. There were even attempts to introduce the practice of chaperoning, though not with much success – egalitarian traditions still retained some force.

---

4 Alexis de Tocqueville: *Democracy in America*. With introduction by John Stuart Mill. Translated from the France by Henry Reeve. [1835–40]: 2 vols. New York: Schocken 1961, i, pp. 202–230.

5 Arthur M[eier] Schlesinger: *Learning How to Behave. A Historical Study of American Etiquette Books*. 2<sup>nd</sup> printing. New York: Macmillan 1947.



This period may seem an aberration. With some fluctuations, the twentieth century saw the trend reversed, and ‘informalisation’ became dominant<sup>6</sup>. It is not just a matter of easy ‘have a nice day’ manners; it also extends to relations between the sexes<sup>7</sup>.

It is important to stress that, although the connection is no doubt indirect and complicated, this trend of informalisation ran broadly parallel to trends in the distribution of income and wealth in American society which, from 1913 until the last decades of the twentieth century and with some fluctuations, became relatively flatter compared with the Gilded Age. Today, however, we are living in a new Gilded Age, when in America (and to a lesser extent in Britain) the income and wealth of the top one per cent in particular has increased astronomically, while the poor are becoming poorer and the standard of living even of what the Americans call ‘the middle class’ (which includes skilled manual workers in steady employment) is static or falling.<sup>8</sup> Nor are rates of social mobility as great as is commonly believed: a recent study shows them to be lower in the USA (and in the UK) than in Canada, Germany and the four Scandinavian countries<sup>9</sup>. I have spoken of the disparity between perception and reality as “the curse of the American Dream”<sup>10</sup>.

I cannot point to any evidence that the factually gross inequality of American society is yet reflected in a distancing in everyday manners. In the long term, manners tend to reflect the power ratios between people, and more egalitarian manners are generally taken as an index of a widening circle of “mutual identification”<sup>11</sup>. But the late Leona Helmsley’s notorious comment, that ‘paying taxes is for little people’, is only one bit of the abundant evidence of a callous disregard by the American rich for the welfare of the poor and middling sort of people. What prevails may not be

- 6 Cas Wouters: *Informalization. Manners and Emotions since 1890*. London, Los Angeles: Sage 2007. (= Theory, culture & society.)
- 7 Cas Wouters: *Sex and Manners. Female Emancipation in the West, 1890–2000*. London, Los Angeles: Sage 2004. (= Theory, culture & society.)
- 8 The work of the French economist Thomas Piketty and his collaborators – see, for example, Anthony B[arnes] Atkinson; Thomas Piketty: *Top Incomes over the Twentieth Century. A Contrast between English-speaking and European Countries*. Oxford; New York: Oxford University Press 2007, – has been especially valuable in shedding light on long-term trends in the distribution of income and wealth in Europe and the USA. See the fuller discussion in Mennell, *American Civilizing Process*, pp. 249–265.
- 9 Jo Blanden, Paul Gregg and Stephen Machin: *Intergenerational Mobility in Europe and North America. A Report supported by the Sutton Trust*. London: Centre for Economic Performance 2005.
- 10 Mennell, *American Civilizing Process*, pp. 249–265.
- 11 Abram de Swaan: *Widening Circles of Identification. Emotional Concerns in Sociogenetic Perspective*. In: *Theory, Culture and Society* 12 (1995), Nr. 2, pp. 25–39; Stephen Mennell: *The Formation of We-Images. A Process Theory*. In: *Social Theory and the Politics of Identity*. Edited by Craig Calhoun. Oxford: Blackwell. 1994, pp. 175–197.



a widening circle of mutual identification among all strata of the American people, but rather a kind of “*upwards* identification”<sup>12</sup>: the American myth-dream of equality is actively promoted through the fostering of “patriotism” – meaning American nationalism – among the middling and lower strata, but uncaring attitudes prevail among many of the powerful towards the large numbers of disadvantaged people. Their lot is still seen by many Americans as being ‘their own fault’ – those in need are widely viewed, in an attitude that we used to consider characteristic of the nineteenth century, as “the undeserving poor”.

Egalitarian manners in the contemporary USA are perhaps becoming an instance of what Marxists call “false consciousness”. An alternative interpretation may, however, be derived from Cas Wouters’s explanation of the apparent egalitarianism of manners *within* the British upper class at the end of the nineteenth century. The British elite tended to look askance at the apparent boastfulness and overt status striving of their American counterparts. Wouters argues that the boundaries of the British elite, especially those of London “Society”, were so clearly defined and universally recognised that those who belonged to it had no need to assert either their standing among fellow members or their superiority over those who did not. Such clear boundaries were absent in America: the USA differs historically from many countries in Western Europe in that it never had a single national model-setting class that succeeded in monopolising the moulding of manners and habitus. Today, however, the irony is that Americans today form a clearly defined elite for the world as a whole, and that their strong we-feelings as members of that elite diminishes the need for overt expressions of “superiorism” *within* the USA. If that is indeed one consequence of a common American “patriotism”, it is not without precedent. At the height of British world power, Benjamin Disraeli looked to the working class for the preservation of the British empire:

“the people of England, and especially the working classes of England, are proud of belonging to a great country, and wish to maintain its greatness – that they are proud of belonging to an Imperial country, and are resolved to maintain, if they can, the empire”.<sup>13</sup>

### **A Smouldering Ember: the Legacy of the South**

America never had a nobility, but it had in effect several competing aristocracies. Among these, Massachusetts, with a passing footnote to Quaker Philadelphia, still looms too large in Europeans’ perception of what shaped American social character. In New England, certainly, there took shape something like the German *Bildungsbürgertum*, an elite of educated professionals and merchants. To them, and to the pressures of commercial and professional life, can be attributed to a certain extent

12 My thanks are due to Johan Goudsblom for suggesting that term.

13 Benjamin Disraeli: Speech to the National Union of Conservative and Constitutional Associations at the Crystal Palace, 24 June 1872.



the egalitarian strain in American habitus, not showing open disdain towards their fellow citizens, even if they were inwardly confident of their superior education, understanding and feeling. Visiting the USA in the 1830s, not long after Tocqueville, Harriet Martineau<sup>14</sup> commented upon the great cautiousness that was entrenched early and deeply in Northern people; she described as ‘fear of opinion’ something very similar to what Elias<sup>15</sup> termed the habitual ‘checking of behaviour’ in anticipation of what others would think. She thought she could distinguish Northern from Southern members of Congress simply by the way they walked:

“It is in Washington that varieties of manners are conspicuous. There the Southerners appear at most advantage, and the New Englanders to the least; the ease and frank courtesy of the gentry of the South (with an occasional touch of arrogance, however), contrasting with the cautious, somewhat *gauche*, and too deferential air of the members from the North. One fancies one can tell a New England member in the open air by his deprecatory walk. He seems to bear in mind perpetually that he cannot fight a duel, while other people can.”<sup>16</sup>

Which brings us to the other great rival aristocracy, that of the slave-owning South. From the Constitution’s coming into force until the Civil War, Southerners held the lion’s share of political power in the Union. The reference to duelling among them is highly significant. As Norbert Elias<sup>17</sup> argued, in nineteenth-century Germany the quality of *Satisfaktionsfähigkeit* – being judged worthy to give satisfaction in a duel – became a principal criterion for membership of the German upper class. And although the greatest plantation owners may have been more conscious of looking towards their counterparts in England or France, the more appropriate comparison is between them and the Prussian *Junkers*<sup>18</sup>. One similarity is that they both provided a large part of the officer corps of the national army. At home, they both ruled autocratically over a *Privatrechtsstaat* – they had the right to adjudicate and enforce their judgements on their own estates, with little or no interference by agencies of the government. State authorities did not intervene in relations between white masters and blacks, whether during slavery in the antebellum period or during the long decades of the Jim Crow laws and lynching between the end of Reconstruction (in 1876) and the interwar period. Nor did they intervene in what is now

---

14 Harriet Martineau: *Society in America*. 3 vols. London: Saunders & Otley 1837, i, p. 10.

15 Elias, *The Civilizing Process*, p. 70.

16 Martineau, *Society in America*, p. 145.

17 Elias, *The Germans*, pp. 44–119.

18 Shearer Davis Bowman: *Masters and Lords. Mid-Nineteenth Century United States Planters and Prussian Junkers*. New York; Oxford: Oxford University Press 1993.

called “black-on-black” violence. This absence has cast a long cultural shadow to the present day.<sup>19</sup>

But neither were white-on-white quarrels very much the business of state authorities. The social arrangements of the Old South were also associated with the prevalent code of “honour”, and questions of honour were commonly settled by the duel<sup>20</sup>. Many European travellers, from Harriet Martineau to the great geologist Sir Charles Lyell, were astonished by its prevalence: it was remarked that in New Orleans alone, someone died in a duel on average every day<sup>21</sup>. The code of ‘honour’, in its various forms in Europe and America, has been widely discussed. Roger Lane<sup>22</sup> contrasts the Southern “man of honour” with the New England “man of dignity”, who would very likely take a quarrel to court rather than fight a duel. The propensity to litigation through the legal apparatus of the state is a function not only – not mainly, indeed – of culturally conditioned individual dispositions, but also of the degree of internal pacification and the effectiveness of the state monopoly of the legitimate use of violence in a given territory. Yet the difference between the codes of “honour” and “dignity” is associated with different personal and emotional styles: the Southerner, like the *satisfaktionsfähige* gentleman of the *Kaiserreich*, displayed a “hard”, unemotional style; it has been suggested that a legacy of this can be seen in the hard, speak-your-weight-machine delivery of many American military spokesmen today.

Other competing elites deserve to be mentioned – the relatively autonomous social elites of many American cities in the past, the plutocracy that arose after the Civil War and today exercises overwhelming economic and political power. Perhaps we should also mention the significance of Hollywood and the heroes and heroines of popular culture. But I want simply to return to the point that in our perceptions of America past and present, the New England model plays too large a part, and its rival from the South far too little – something that is of great importance given the massive shift in the power ratio in favour of the South since about 1970.

- 
- 19 Lynching, mainly of African American men, declined after the 1920s, but did not die out until the 1960s; county by county in the South, there is a high correlation between the incidence of lynching in the past and that of homicide at the present day (Steven F. Messner, Robert D. Baller and Matthew P. Zevenbergen: *The Legacy of Lynching and Southern Homicide*. In: *American Sociological Review* 70 (2005), Nr. 4, pp. 633–655). It is significant that by far the greatest use of the death penalty occurs in those states and counties where vigilante activity and lynchings were most common in the past, and a very disproportionate fraction of those executed are African Americans.
- 20 Bertram Wyatt-Brown: *Southern Honor. Ethics and Behavior in the Old South*. New York; Oxford: Oxford University Press 1982. (= American history.)
- 21 *America through British Eyes*. Compiled and edited by Allan Nevins. New edition, revised and enlarged. New York: Oxford University Press 1948.
- 22 Roger Lane: *Murder in America. A History*. Columbus: Ohio State University Press 1977. (= *The history of crime and criminal justice series*.) pp. 85–86.



Nor is it a matter merely of rival social elites competing with each other for influence as if they were political parties competing for votes, with some people voting wholeheartedly for one party and other people for another party. More important, the conflict between different models seems often to take place *within* the habitus or personality make-up of individual Americans, with first one influence and then another seemingly incompatible model manifesting itself in their behaviour. That seems particularly evident in a gentleness and consideration towards people who are known personally, but a hard and unsympathetic attitude to those who are known only at a distance, more abstractly as it were, whether within the USA or beyond its borders.

And there remains one great irony about American manners and habitus. If the USA has not, to the same extent as many countries of Western Europe, witnessed the formation of a monopolistic model-setting upper class, it can also be said that today America and Americans serve as just such an upper class for the rest of the world, including Europe. It was not always so. As Allan Nevins pointed out, until around 1825 British visitors to the USA were mainly working and middle-class people, especially businessmen, who tended to speak with respect of the manners of the social equals they met. After 1825, however, more upper class and professional visitors arrived from Britain, and there is in general a more marked note of condescension in their reports about what they saw and the people they met. Subsequently, this trick of perspective was further complicated by the changing balance of power between Britain and America. By the inter-war years of the twentieth century:

“For the first time, the great majority of British visitors showed themselves distinctly respectful of the rich, powerful, and exceedingly complex nation beyond the seas. During the period we have described as one of Tory condescension [1825–45], the travellers have tended to look down on the Americans; during the later period we have described as one of analysis [1870–1922], they tended to look at the United States with level gaze; but now they frequently tended to look up at America!”<sup>23</sup>

Today, some Americans think of the widespread appeal of American popular culture, and the constant emulation of American styles – from clothes to food to speech – as a form of “soft power” wielded in the American interest. It may be as well to remember, though, that the *ancien régime* bourgeoisie desperately aped the courtiers – but that did not prevent them resenting the aristocracy. Nor did it prevent the French Revolution.

---

23 America through British Eyes, pp. 403.

### The formation of the American state and empire

There is a tendency – especially among Americans – to think about the United States as if it were an emanation of the human spirit, as if its existence and its constitutional arrangements were a bloodless product of the Enlightenment, John Locke, the genius of the Founding Fathers, and the pure democratic spirit of ‘No taxation without representation!’

In fact, the formation of the territorial unit that we now know as the USA was a bloody business, not at all dissimilar to the formation of states in Western Europe. If we look back a thousand years, Western Europe was fragmented into numerous tiny territories, each ruled – that is, protected *and* exploited – by some local warlord. Out of the patchwork, over a period of many centuries there gradually emerged a smaller number of larger territories. It was a violent “elimination contest”<sup>24</sup>. It is a mistake to see the process as driven by “aggression”, as if the personality traits of individual warriors were the determining force. That would be to fall into the same trap of a one-sided cultural explanation as the “pure Enlightenment” account of the USA’s origins. In an age when the control of land was the principal basis of power, a peace-loving local magnate could not sit idly by while his neighbours slugged it out: the winner, who gained control over a larger territory, would then be able to gobble up the little peace-loving neighbour. War and “aggression” thus had a survival value. The process was Janus-faced: as larger territories became *internally* pacified, the wars *between* territories came to be fought on a steadily larger scale.

In fact Elias hit the nail on the head when he drew a humorous comparison between medieval Europe and westward expansion in nineteenth-century USA: “To some extent the same is true of the French kings and their representatives as was once said of the American pioneer: ‘He didn’t want all the land; he just wanted the land next to his’”<sup>25</sup>. One difference between the two continents is that the struggle for territory after the beginnings of European settlement was initially driven exogenously by conflicts between the great powers back in Europe, as much as by rivalries endogenous to North America. In the early stages, the process somewhat resembled the struggle for territory in nineteenth-century Africa. Most of the early wars there were branches of contemporaneous wars in Europe, whether the Anglo-Dutch wars, the War of the Spanish Succession, the Seven Years War or whatever. Through these contests, first the Swedish colonies and then the Dutch were eliminated, and later French and Spanish power was broken. The various Indian tribes were also involved in these struggles as allies of the European powers, and were simultaneously engaged in an elimination contest amongst themselves. Gradually, however, the struggles came to be shaped much more by endogenous forces, and especially by the logic of “wanting the land next to his”.

---

24 Elias, *Civilizing Process*, pp. 263–278.

25 Ebenda, p. 312



This is not the place to retell the story of how American Independence came about, except to say that the taxation to which the settlers did not wish to contribute without representation arose from the costs of military control over a much larger territory after the effective elimination of the French from Canada and the trans-Appalachian region. But there is another side to the story besides this familiar one. The British had intended to reserve the Ohio Valley for their Iroquois allies, but settlers were already pressing westwards. As has been recognised at least since Theodore Roosevelt wrote *The Winning of the West* (1889–99), the War of Independence was also a war over the control of conquests. The colonials were also colonisers.

I shall not dwell upon what has been called the American Holocaust<sup>26</sup>, save to say that westward expansion at the expense of the Native Americans was driven by the pressure of land-hungry migrants pushing forward in advance of effective federal government control of the territory, in contrast with policies followed in the settlement of Canada and Siberia. The scenes with which we are familiar from the Western movies are a glamorised version of a process of conquest and internal pacification.

Americans sometimes point out that they *bought* much of their territory rather than conquering it by force of arms. That is certainly true of the Louisiana Purchase, which in 1803 doubled the federal territory. It arose, however, out of a particularly favourable conjunction in European power politics, when it suited Napoleon to be rid of extraneous responsibilities. It is also true that another huge acquisition of land took place when the United States paid Mexico for a vast swathe of territory. But that was only after it had impressed upon Mexico that this was an offer it could not refuse, by invading that unfortunate country and sacking its capital city. “Poor Mexico! So far from God and so close to the United States”, as President Porfirio Díaz later remarked. Ulysses Grant, who served as a young officer in the Mexican War, regarded the war as “one of the most unjust ever waged by a stronger against a weaker nation. It was an instance of a republic following the bad example of European monarchies, in not considering justice in their desire to acquire additional territory”<sup>27</sup>.

There is no point in moralising about this and many other episodes. My point is not to denounce ‘bad men’ for what happened; that would be to fall into the same trap of individualism that infected the Bush regime’s view of the world. My point is rather that American development was as a whole a relatively unplanned long-term social process. It is one instance of what Norbert Elias<sup>28</sup> encapsulated in his couplet

26 David E. Stannard: *American Holocaust. Columbus and the Conquest of the New World*. New York: Oxford University Press 1992.

27 Ulysses S. Grant: *Personal Memoirs of U. S. Grant*. New York: Smithmark 1994, p. 37.

28 Norbert Elias: *The Society of Individuals*. Edited by Michael Schröter. Translated from German by Edmund Jephcott. Oxford, UK; Cambridge, Mass.: Blackwell 1991. (= *Collected Works*. 10.) p. 64.

From plans arising, yet unplanned	Aus Plänen wachsend, aber ungeplant,
By purpose moved, yet purposeless.	bewegt von Zwecken, aber ohne Zweck.

On the other hand, the balance between the “accidental” and the “intended” tilts towards the planned pole as one party gains a great power advantage within a power ratio<sup>29</sup>. The interplay between the two can be seen in the acquisition of the first United States Empire in 1898, which followed neatly on from the “closing of the frontier” declared in the 1891 census. It was not an accident that the completion of westward expansion led smoothly into the acquisition of overseas territories, including the Philippines, Hawaii, Puerto Rico and, for a time, Cuba<sup>30</sup>. They marked America’s re-entry into world politics. The United States invaded the Philippines, with British support – the American fleet sailed from Hong Kong – because both powers feared that either Germany or Japan would do so if the USA did not. In a sense the wheel had turned full circle: the expansion of British North America had begun with wars that were overseas branches of European wars. But it was a really a spiral, not a circle, because now the wars were beyond the contiguous territory of the United States.

The Monroe Doctrine of American overlordship in the western hemisphere is a similar story. In 1819, the British proposed a joint declaration to oppose Spanish recolonisation of South America. In the event, John Quincy Adams, as Secretary of State, insisted on its being in America’s name alone. But there was no question of its applying to Britain’s subsequent seizure of the Falkland Islands – the USA did not then have the power to prevent it. By the early twentieth century its power had greatly increased, and the Roosevelt Corollary to the Monroe Doctrine was used in justifying numerous American military interventions in Latin America throughout that century. By the early twenty-first, what I have called the “Dubya Addendum”<sup>31</sup>, propounded in the 2002 *National Security Strategy of the United States*, declared that the USA had the right to intervene against its opponents anywhere in the globe, and came very close to claiming for the American government a monopoly of the legitimate use of force throughout the world. In other words, in terms of Max Weber’s definition of a state, the present regime has come close to declaring the USA a world state. In some ways, indeed, the USA does now act as a world government<sup>32</sup>. It claims extra-territorial jurisdiction for its own laws in many fields, while itself refusing to be bound by the corpus of international law that most other countries accept.

---

29 Norbert Elias: *What is Sociology?* Translated from German by Stephen Mennell and Grace Morrissey. With a foreword by Reinhard Bendix. London: Hutchinson 1978. (= *Collected Works*. 5.) pp. 71–103.

30 Warren Zimmermann: *First Great Triumph. How five great Americans made their country a world power.* New York: Farrar, Straus & Giroux 2002.

31 Mennell, *American Civilizing Process*, pp. 211–212.

32 Michael Mandelbaum: *The Case for Goliath. How America acts as the World’s Government in the Twenty-First Century.* New York: PublicAffairs 2006.





Its military expenditure is now as large as that of all the other countries in the world combined. It has in effect garrisoned the planet, dividing the entire globe into US military commands. It now has military bases in two-thirds of the countries of the world, including much of the former Soviet Union.<sup>33</sup>

Yet there is another side to the coin. Historically, the USA always had what was in international terms a low “military participation ratio”<sup>34</sup> – in other words, it normally had a very small army in relation to its population<sup>35</sup>. After each war – in the War of 1812, the Mexican war, the Civil War, the war with Spain, the First World War – its military establishment fell back to very low peacetime levels. But, for the first time, that did not happen after the Second World War. By 1961, in his famous farewell address to the nation, President Eisenhower warned his fellow Americans against what he christened “the military-industrial complex”<sup>36</sup>. His warning was not heeded. In effect, America has, ever since the Second World War, fought a series of ‘splendid little wars’<sup>37</sup> that have had the latent function of keeping its economy going and feeding the congressional pork-barrel process.

### **Functional de-democratisation and diminishing foresight**

The mention of pork-barrel politics is a reminder of the continuing populist “pressure from below” within American society. One of the most complex and apparently self-contradictory trends within globalisation is that the pork-barrel process – defenders of which see it as a key component of democratic politics – is entirely compatible with very greatly increasing inequalities in the key power ratios both within the USA and between the USA and the rest of the world. “Pressure from below” works effectively when it is also aligned with the economic, political or other inter-

---

33 In 2004, it had bases in 130 out of 194 countries; see Chalmers Johnson: *The Sorrows of Empire. Militarism, Secrecy, and the End of the Republic*. London; New York: Verso 2004.

34 Stanislaw Andreski, *Military Organization and Society*. With a foreword by Alfred R. Radcliffe-Brown. 2<sup>nd</sup> edition. London: Routledge 1968. (= International library of sociology and social reconstruction.)

35 Menzell, *American Civilizing Process*, pp. 240–244.

36 Dwight D. Eisenhower: *Farewell Address to the Nation*, 17 January 1961. In: *Public Papers of the Presidents of the United States*. Washington, D.C.: United States General Printing Office 1961, pp. 1035–1040.

37 The phrase ‘splendid little war’ was used by John Hay (subsequently US Secretary of State) to describe the Spanish–American War of 1898. In a letter to his friend Theodore Roosevelt, he wrote: “It has been a splendid little war; begun with the highest motives, carried on with magnificent intelligence and spirit, favoured by the fortune which loves the brave. It is now to be concluded, I hope, with that firm good nature which is after all the distinguishing trait of our American character.” Quoted from Hugh Thomas: *Cuba or the Pursuit of Freedom*. London: Eyre & Spottiswoode 1971, p. 404.

ests of powerful players on a higher tier of the American political game.<sup>38</sup> Whether responsiveness to local interests within America is entirely appropriate when the US government claims to be acting in many respects as a *world* government is questionable: what about responsiveness to the interests of the rest of the world? Sooner or later, the rest of the world may begin to articulate a modern version of “No taxation without representation”.

More generally, I want to argue that increasingly unequal power ratios tend to promote shortsightedness in economic and political policy-making.

A key component of a civilising process, according to Elias, is the spreading social pressure on people habitually to exercise foresight. This arose out of what he referred to as “functional democratisation”, which he viewed as a dominant trend in increasingly complex and more closely integrated societies. His assumption seems to have been that, others things being equal, longer “chains of interdependence” would involve relatively more equal power ratios between each link in the chain. Corresponding to the integration of more and more people into an ever more widespread worldwide network of interdependence was “the necessity for an attunement of human conduct over wider areas and over longer chains of action than ever before”, with commensurate standards of self-constraint<sup>39</sup>. In order to play their part at their own node in a nexus of interdependences, individual people have acquired the social skills to anticipate all sorts of dangers, from breaches of social codes that cause embarrassment, through the dangers of economic risk, all the way to dangers to life and limb. The effective exercise of foresight involves trying to anticipate the unanticipated, foresee the unforeseen – to deal with the side effects or unintended consequences of intended actions.

Processes of functional democratisation were certainly a marked feature of the twentieth century, which witnessed an astonishing sequence of emancipation struggles: of workers, of colonial people, of ethnic groups, of women, of homosexuals, of students, and so on. But what if, while the ‘horizontal’ expansion of chains of interdependence is marked by functional democratisation, at the same time there is a growth of (so to speak) ‘vertical’ chains marked by *increasingly unequal* power ratios between the links? What if, in other words, there is also a trend towards functional *de*-democratisation, with greater concentrations of power in the higher reaches of American society, and in the higher reaches of the world hierarchy of states? Is it not likely that the result will be *diminishing foresight*?

Examples are not hard to find. America’s invasion of Iraq in 2003 will doubtless go down in history as one of the most spectacular and counterproductive instances of lack of foresight. It is not merely that the American government invaded because it had the military means to do so – the external constraints were limited – but that

---

38 See Elias’s ‘Game Models’ in: Elias, *What is Sociology?* pp. 71–103.

39 Elias, *Civilizing Process*, p. 379.



its policy making was infected by a high level of fantasy, and its military power advantage meant that there was inadequate pressure to test its assumptions in advance against reality, to make them more “reality congruent” in Elias’s phrase. Power, as Karl Deutsch<sup>40</sup> remarked, is “the ability to talk instead of listen [and] the ability to afford not to learn”.

### **Conclusion: America through the one-way mirror**

If I am right in arguing that the central experience running right through American history is that the power ratios between the Americans and their neighbours swinging steadily in America’s favour – even if the pendulum may for the first time be about to swing the other way – there are important consequences.

When some people have a large power advantage, the experience affects in quite specific ways how they perceive themselves and others. This can be seen at every level from the microcosm – the partners in a marriage, for instance – right up to the macrocosm of international relations. The principle can be derived from Hegel’s<sup>41</sup> discussion of the master-slave relationship, but its relevance struck me through the findings of a study of a Dutch refuge for battered women and of their violent partners. These were marital relationships with a very unequal power balance, and the authors<sup>42</sup> found that the women took much more notice of their men than the men did of the women, and that the women were much more attuned to their men’s wishes and needs than the men were to theirs. When the women were asked to give a character sketch of their partner, they could do so with considerable precision, nuance and insight, while the men could not describe their wife’s except in terms of clichés applicable to women in general. It appears to be a general characteristic of the unequal power ratios in established–outsiders relations that the outsiders “understand” the established better than the established do the outsiders. This appears to apply to the grandest-scale established–outsider relation of all, between the US superpower and the rest of the world. Billions of educated people outside the USA know an immense amount about America, its constitution, its politics, its manners and culture; all these are extremely visible to the rest of the world. But it is as if they were looking through a one-way mirror:<sup>43</sup> they cannot see the observers behind the

---

40 Karl W[olfgang] Deutsch: *The Nerves of Government. Models of Political Communication and Control*. New York: Free Press of Glencoe 1963, p. 111.

41 Georg W[ilhelm] F[riedrich] Hegel: *Phenomenology of Spirit*. Translated from the German by Arnold V. Miller. With analysis of the text and foreword by John N. Findlay. Oxford: Clarendon Press 1977, p. 111.

42 Bram van Stolk and Cas Wouters: Power changes and self-respect: a comparison of two cases of established-outsiders relations. In: *Theory, Culture and Society* 4 (1987), Nr. 2–3, pp. 477–488.

43 For the analogy of a one-way mirror, I am indebted to Johan Goudsblom: *Stijlen en beschaving*. In: *De Gids* 152 (1989), pp. 720–722.

mirror, and when they look in that direction they see only their own reflection. A mass of survey evidence suggests that Americans do not see out at all clearly, and tend to think about the “outside world” if at all in stereotypical and indeed Manichean terms. (As always, there are of course large numbers of Americans of whom this is not true: we are speaking of general tendencies and differences in averages between Americans and, in particular, Europeans.) They tend to think and talk about themselves in terms of a national narrative based on the “minority of the best”. That is sometimes coupled with an account of the rest of the world derived from a “minority of the worst”: there is always “a horrendous foreign enemy at hand to blow us up in the night out of hatred of our Goodness and rosy plumpness”.<sup>44</sup> And perceptions matter: “if men define situations as real, they are real in their consequences”, as George Herbert Mead famously remarked.

The financial crisis of 2008 *may* prove to be an historical turning point. It looks as though it may carry away not just ‘casino capitalism’ but the ideology of market fundamentalism too. Somewhat more definitely, it is likely to mark a stage in the decline of the USA as a world power *relative* to a number of other countries. Western banks have been rescued from the consequences of their unfettered greed by those of countries that adhered to more traditional banking practices, and by the sovereign wealth funds of countries such as China and the Gulf states. Thomas Friedman of the *New York Times*, one of the great champions of globalisation, stated his expectation that the same would go for manufacturing corporations during the coming recession. And,

“once the smoke clears, I suspect we will find ourselves living in a world of globalisation on steroids – a world in which key global economies are more intimately tied together than ever before.

It will be a world in which America will not be able to scratch its ear, let alone roll over in bed, without thinking about the impact on other countries and economies. And it will be a world in which multilateral diplomacy and regulation will no longer be a choice. It will be a reality and a necessity. We are all partners now.”<sup>45</sup>

This prediction seems to presage a return to dominance of the trend towards functional democratisation, at least in relations between America and the wider world. Even if that proves to be the case, it is not without dangers. Because of people’s strong emotional identification with their country – Americans’ *we*-feelings appear to be especially strong – national decline may produce “complex symptoms of disturbance [...] which are scarcely less in strength and in capacity to cause suffering

44 Gore Vidal: *Imperial America. Reflections on the United States of Amnesia*. London: Clairview 2004, p. 6. The terms ‘minority of the worst’ and ‘minority of the best’ are taken from Elias’s classic discussion of the social functions of gossip. Norbert Elias and John L[loyd] Scotson: *The Established and the Outsiders*. Revised edition. Edited by Cas Wouters. Dublin: UCD Press 2008. (= *Collected Works*. 4.)

45 Thomas Friedman: *The Great Iceland Meltdown*. In: *New York Times*, October 19, 2008.



than the individual neuroses”<sup>46</sup>. This may have alarming consequences. Examples of ‘national hubris’ in the past have included Germans’ reactions to defeat in the First World War and the Anglo-French invasion of Egypt in the Suez crisis of 1956, and as long ago as 1960 Elias spoke of the growing hubris of the great powers even then<sup>47</sup>. The military supremacy of the USA will no doubt endure for another generation, and its power position in the world has enabled it in certain respects to continue to live in the 1890s. But that makes it especially dangerous now that in many other ways its relative power is declining. Its behaviour since the humiliation of the attacks on New York and Washington on 11 September 2001 is a good example of what Thomas Scheff<sup>48</sup> calls a ‘shame-rage spiral’. If decline brings with it further humiliations, triggering further twists of the shame-rage spiral, the USA will become a rogue state that the world has to manage. And a final thought: perhaps the cultural legacy of the South, the smouldering ember of the code of ‘honour’, will make that more likely.

---

46 Elias, *The Germans*, p. 19.

47 Norbert Elias, *National peculiarities of British public*. In: *Essays II: On Civilising Processes, State Formation and National Identity*. Dublin: UCD Press 2009. (= *Collected Works*. 15.) pp. 230–255, 239–42, 249.

48 Thomas J. Scheff: *Bloody Revenge. Emotions, Nationalism and War*. Boulder: Westview 1994.

## Bibliography

AMERICA THROUGH BRITISH EYES. Compiled and edited by Allan Nevins. New edition, revised and enlarged. New York: Oxford University Press 1948.

ANDRESKI, STANISLAV: *Military Organization and Society*. With a foreword by Alfred R. Radcliffe-Brown. 2<sup>nd</sup> edition. London: Routledge 1968. (= International library of sociology and social reconstruction.)

ATKINSON, ANTHONY B[ARNES]; PIKETTY, THOMAS: *Top Incomes over the Twentieth Century. A Contrast between English-speaking and European Countries*. Oxford; New York: Oxford University Press 2007.

BLANDEN, JO; GREGG, PAUL; MACHIN, STEPHEN: *Intergenerational Mobility in Europe and North America. A Report supported by the Sutton Trust*. London: Centre for Economic Performance 2005.

BOWMAN, SHEARER DAVIS: *Masters and Lords. Mid-Nineteenth Century United States Planters and Prussian Junkers*. New York; Oxford: Oxford University Press 1993.

DEUTSCH, KARL W[OLFGANG]: *The Nerves of Government. Models of Political Communication and Control*. New York: Free Press of Glencoe 1963.

DISRAELI, BENJAMIN: *Speech to the National Union of Conservative and Constitutional Associations at the Crystal Palace, 24 June 1872*.

EISENHOWER, DWIGHT D.: *Farewell Address to the Nation, 17 January 1961*. In: *Public Papers of the Presidents of the United States*. Washington, D.C.: United States General Printing Office 1961, pp. 1035–1040.

ELIAS, NORBERT: *What is Sociology?* Translated from German by Stephen Mennell and Grace Morrissey. With a foreword by Reinhard Bendix. London: Hutchinson 1978. (= *Collected Works*. 5.)

ELIAS, NORBERT: *The Society of Individuals*. Edited by Michael Schröter. Translated from German by Edmund Jephcott. Oxford, UK; Cambridge, Mass.: Blackwell 1991. (= *Collected Works*. 10.)

ELIAS, NORBERT: *The Germans. Power struggles and the development of habitus in the nineteenth and twentieth centuries*. Edited by Michael Schröter. Translated from the German and with a preface by Eric Dunning and Stephen Mennell. Cambridge: Polity 1996. (= *Studies on the Germans. Collected Works*. 11.)

ELIAS, NORBERT: *The Civilizing Process*. Translated from the German by Edmund Jephcott with some notes and corrections by the author. Revised edition. Edited by Eric Dunning, Johan Goudsblom and Stephen Mennell. Oxford: Blackwell 2000. (= *On the Process of Civilisation. Collected Works*. 3.)

ELIAS, NORBERT: *The Court Society*. Translated from the German by Edmund Jephcott. Revised edition. Edited by Stephen Mennell. Dublin: UCD Press 2006. (= *Collected Works*. 2.)



ELIAS, NORBERT: *Involvement and Detachment*. Revised edition. Edited by Stephen Quilley. Dublin: UCD Press 2007. (= *Collected Works*. 8.)

ELIAS, NORBERT: *Power and Civilisation*. In: *N.E.: Essays III: On Civilising Processes, State Formation and National Identity*. Dublin: UCD Press 2008a (= *Collected Works*. 15.) pp. 93–104.

ELIAS, NORBERT: *National peculiarities of British public*. In: *N.E.: Essays II: On Civilising Processes, State Formation and National Identity*. Dublin: UCD Press 2008b (= *Collected Works*. 15.) pp. 230–255.

ELIAS, NORBERT; SCOTSON, JOHN L[LOYD]: *The Established and the Outsiders*. Revised edition. Edited by Cas Wouters. Dublin: UCD Press 2008. (= *Collected Works*. 4.)

FRIEDMAN, THOMAS: *The Great Iceland Meltdown*. In: *New York Times*, October 19, 2008.

GRANT, ULYSSES S.: *Personal Memoirs of U. S. Grant*. New York: Smithmark 1994.

GOUDSBLOM, JOHAN: *Stijlen en beschaving*. In: *De Gids* 152 (1989), pp. 720–722.

HEGEL, GEORG W[ILHELM] F[RIEDRICH]: *Phenomenology of Spirit*. Translated from the German by Arnold V. Miller. With analysis of the text and foreword by John N. Findlay. Oxford: Clarendon Press 1977.

JOHNSON, CHALMERS: *The Sorrows of Empire. Militarism, Secrecy, and the End of the Republic*. London; New York: Verso 2004.

KENNEDY, PAUL M[ICHAEL]: *The Rise and Fall of the Great Powers. Economic Change and Military Conflict from 1500 to 2000*. London [u. a]: Unwin Hyman 1988.

LANE, ROGER: *Murder in America. A History*. Columbus: Ohio State University Press 1977. (= *The history of crime and criminal justice series*.)

MANDELBAUM, MICHAEL: *The Case for Goliath. How America acts as the World's Government in the Twenty-First Century*. New York: PublicAffairs 2006.

MANN, MICHAEL: *Incoherent Empire*. London: Verso 2003.

MARTINEAU, HARRIET: *Society in America*. 3 vols. London: Saunders & Otley 1837.

MENZELL, STEPHEN: *The globalisation of human society as a very long-term social process: Elias's theory*. In: *Theory, Culture and Society* 7 (1990), Nr. 3, pp. 359–371.

MENZELL, STEPHEN: *The Formation of We-Images. A Process Theory*. In: *Social Theory and the Politics of Identity*. Edited by Craig Calhoun. Oxford: Blackwell 1994, pp. 175–197.



- MENNELL, STEPHEN: *The American Civilizing Process*. Cambridge: Polity 2007.
- MESSNER, STEVEN F.; BALLER, ROBERT D.; ZEVENBERGEN, MATTHEW P.: *The Legacy of Lynching and Southern Homicide*. In: *American Sociological Review* 70 (2005), Nr. 4, pp. 633–655.
- ROOSEVELT, THEODORE: *The Winning of the West*. 4 vols. Lincoln: Nebraska University Press 1995. (= Bison books.)
- SCHEFF, THOMAS J.: *Bloody Revenge. Emotions, Nationalism and War*. Boulder: Westview 1994.
- SCHLESINGER, ARTHUR M[EIER]: *Learning How to Behave. A Historical Study of American Etiquette Books*. Second printing. New York: Macmillan 1947.
- STANNARD, DAVID E.: *American Holocaust. Columbus and the Conquest of the New World*. New York: Oxford University Press 1992.
- STOLK, BRAM VAN; WOUTERS, CAS: *Power changes and self-respect: a comparison of two cases of established-outsiders relations*. In: *Theory, Culture and Society* 4 (1987), Nr. 2–3, pp. 477–488.
- SWAAN, ABRAM DE: *Widening Circles of Identification. Emotional Concerns in Sociogenetic Perspective*. In: *Theory, Culture and Society* 12 (1995), Nr. 2, pp. 25–39.
- THOMAS, HUGH: *Cuba or the Pursuit of Freedom*. London: Eyre & Spottiswoode 1971.
- TOCQUEVILLE, ALEXIS DE: *Democracy in America*. With introduction by John Stuart Mill. Translated from the France by Henry Reeve. 2 vols. New York: Schocken 1961.
- UNITED STATES GOVERNMENT: *The National Security Strategy of the United States of America*. Washington, D.C.: US Government Printing Office 2002.
- VIDAL, GORE: *Imperial America. Reflections on the United States of Amnesia*. London: Clairview 2004.
- WOUTERS, CAS: *Sex and Manners. Female Emancipation in the West, 1890–2000*. London [u. a.]: Sage 2004. (= Theory, culture & society.)
- WOUTERS, CAS: *Informalization. Manners and Emotions since 1890*. London, Los Angeles: Sage 2007. (= Theory, culture & society.)
- WYATT-BROWN, BERTRAM: *Southern Honor. Ethics and Behavior in the Old South*. New York; Oxford: Oxford University Press 1982. (= American history.)
- ZIMMERMANN, WARREN: *First Great Triumph. How five great Americans made their country a world power*. New York: Farrar, Straus & Giroux 2002.

# Emotionen und Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur

## Am Beispiel der habsburgischen Armee von 1848 bis 1918

Von Helmut Kuzmics

### 1. Das Problem

Aus historischen Analysen<sup>1</sup> geht hervor, dass das Offizierskorps der österreichischen Armee nach der März-Revolution 1848 gesellschaftlich abgekapselt und isoliert war und dabei einen militärisch-aristokratischen Habitus entwickelte, der zu dem bürgerlichen in scharfem Gegensatz stand. Der Korpsgeist orientierte sich (gemeinsames Offiziers-Du, auch gegenüber Hochadeligen) am Adel, obwohl gerade der Hochadel sich eher mit den Großbürgern zu arrangieren begann und Heiraten zwischen dem niedrigeren Militäradel und Angehörigen des Hochadels kaum vorkamen. Die Masse der Offiziere wurde bürgerlich und bitterarm, auch zu arm, um heiraten zu können; aber feudale Denkungsart gab den Ton an, ausgenommen in den technischen Waffengattungen der Artillerie und des Pionierwesens, in denen bürgerlicher Wissensdurst vorherrschte.

Es entsteht ein in mancher Hinsicht recht paradoxes Bild vom österreichischen Offiziershabitus: das eines Mannes der „Praxis“, der eher „grob“ ist (Ära der „groben Oberste“), für den Exerzieren und Reglement, somit „Disziplin“ im engsten Sinne, am wichtigsten sind, der aber trotz aller Tapferkeit auf dem Schlachtfeld zu strategischer Entschlossenheit und schnellem Entscheiden nicht in der Lage ist. Warum das so ist, ist nicht ohne weiteres zu klären. Neben sogenannten „Ego-Dokumenten“ ist es vor allem belletristische Literatur – in Form von Romanen, Novellen und Kurzgeschichten –, von der man sich einigen Aufschluss erhofft (nach Allmayer-Beck<sup>2</sup> käme etwa Carl von Torresanis *Kropatsch, der echte Kavallerist* Benedek, dem glücklosen Feldherrn von 1866, recht nahe). Insbesondere kann die Literatur (Torresani, Ferdinand von Saar, Arthur Schnitzler, Joseph Roth, Alexander Lernet-Holenia u. a.) helfen, jene Gefühle darstellbar zu machen, die zur Disposition männlicher Todesbereitschaft auch schon im Frieden beitragen, wobei dem Paradoxon des Nebeneinanders von tollkühner „Schneid“ und Entscheidungsschwäche wie Passivität im habsburgischen Habitus nachgespürt werden soll.

---

1 Johann Christoph Allmayer-Beck: Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft. In: Die Habsburger Monarchie 1848–1918. Bd. V: Die bewaffnete Macht. Herausgegeben von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1987, S. 1–141; Gunther Erich Rothenberg: *The Army of Francis Joseph*. West Lafayette, Indiana: Purdue University Press 1976.

2 Vgl. Allmayer-Beck, *Bewaffnete Macht*.

Obwohl die habsburgische Armee nach jeder Niederlage reformiert wurde, was auch einen Wechsel in Prinzipien und Strategien der Kriegsführung mit sich bringen mochte, ergibt sich ein ultrastabiler Befund in ihrem defensiven, langsamen, unentschlossenen Charakter über die Jahrhunderte hinweg. Militärwissenschaftler interessieren sich dafür, inwieweit daran Ausbildung, Schulung in Logistik, Organisationsgrad (nach dem berühmten Wort des österreichischen Generals bei Karl Kraus sollte es der Ehrgeiz von allen Offizieren sein, die Organisation einzuführen<sup>3</sup>) und Bewaffnung die Kampfstärke habsburgischer Heere bestimmt haben. Hier interessiert stattdessen, warum österreichische Offiziere so oft Mut zum Risiko und selbständige Führungskraft vermissen haben lassen. Dies sollte nicht mit persönlicher Feigheit verwechselt werden: Benedek z. B. hielt sich gerade im Bewusstsein der bevorstehenden Niederlage glänzend und setzte sich jeder Todesgefahr aus. Worum es geht, ist die österreichische Neigung zur Passivität, wenn Energie angesagt war. Defensivtaktik selbst konnte ja auch durchaus sinnvoll sein; aber wenn sie sich mit lähmender Langsamkeit verband, war sie, gelinde ausgedrückt, unproduktiv. Eine mögliche Antwort findet sich als Ergebnis einer Analyse von verschiedenen Varianten und manchmal auch Aspekten des habsburgischen Militärhabitus, der sowohl von feudal-ritterlichen wie bürgerlich-patrimonialbürokratischen Elementen geprägt sein mochte.

Traditionell waren die Führungspositionen im Heer dem Adel vorbehalten, der dynastisch ergeben war und alten Idealen der Ritterlichkeit anhing. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es noch das alte Regimentsinhabersystem, dessen Standardmerkmale Nepotismus und Korruption, Schlendrian und Nonchalance waren. Mit jedem Reformschub wurde die Armee standardisierter, „verstaatlichter“ und „wissenschaftlicher“. Damit wurde der Militärdienst allerdings für den alten Adel wachsend unattraktiv (dessen bevorzugtes Feld blieb die Kavallerie, während etwa die Artillerie schwierige Kriegsschulen erforderte und daher stärker bürgerlich bzw. amtsadelig wurde – Nobilitierungen der Offiziere waren eine gängige österreichische Praxis). Von 1847 bis 1918 verschob sich so der Prozentsatz von neuadeligen und bürgerlichen zu hoch- und altadeligen hochrangigen Generälen von 7 vs. 93% zu 75 vs. 25%<sup>4</sup>. 1896 waren bereits 79,2% der Offiziere bürgerlich<sup>5</sup>. Trotzdem blieb der Geist der Armee feudalaristokratisch. Laut Deák war das Offizierskorps übrigens um 1900 auch nicht mehr dominant deutschsprachig (gerade noch 55%<sup>6</sup>). Wurde

---

3 Vgl. Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Teil I. Erster bis dritter Akt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1978, S. 230.

4 Vgl. István Deák: Der K. (u.) K. Offizier 1848–1918. Ins Deutsche übertragen von Marie-Therese Pitner. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 1991, S. 193 (nach einer Stichprobe, bearbeitet von Nikolaus von Preradovich); eigene Umrechnung.

5 Vgl. ebenda (in absoluten Zahlen: 12.346 von 15.480, nach Kandelsdorfer).

6 Vgl. ebenda, S. 223.



aber nicht nur der Geist des Feudalismus unter den Vorzeichen ärarischer Knausrigkeit ins Bürgertum tradiert, sondern auch der vormoderne Schlendrian trotz aller Bürokratisierung? Bedeutet dies alles nicht Entscheidungsschwäche, unklar definierte Kompetenzen, Angst eher vor dem Verlust des Wohlwollens des Vorgesetzten als vor der Niederlage auf dem Schlachtfeld? Die folgenden Überlegungen betreffen (2) das feudal-kriegerische Element des habsburgischen Militärhabitus bei Torresani und von Saar vor dem Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht 1868 in der „alten“ Armee, ferner (3) das patrimonialbürokratische Element dieses Habitus im Kasernenbetrieb in den darauffolgenden Jahrzehnten, wieder bei Torresani. Darauf folgt die (4) Weiterentwicklung und Verschränkung beider in ausgewählten literarischen Werken von Roth, Schnitzler, Eichthal und Lernet-Holenia, um zuletzt (5) in einen Vergleich mit einer nichtfiktionalen Quelle zu münden – den Erinnerungen eines habsburgischen Offiziers, Paul Schinnerers, aus dem Ersten Weltkrieg.

## **2. Torresanis *Kropatsch, der echte Kavallerist* und Saars *Leutnant Burda: Der feudal-kriegerische Charakter des habsburgischen Offiziers in der Armee vor 1868***

In der Genese eines aristokratischen Kanons der Ehre und Ritterlichkeit ist die große Differenz zwischen Adel und „Volk“ (Bauern und Bürger) zentral. Der serbische General von Stratimirović (in habsburgischem Dienst, aber auch als Rebell gegen die Ungarn 1848/49) schildert ein bezeichnendes Erlebnis aus seiner Kindheit:

„Es ist ein warmer Märztag – ich tolle im Hofe herum.

Aus den Wäschestricken, die ich annektierte, habe ich ein Pferdegeschirr gemacht und treibe vier Bauernjungen – meine Pferde – auf dem Platze herum. Ein fünfter, ein halberwachsener starker Bauernjunge, ist mein Reitpferd. Mit langsamen, bedächtigen Schritten kommt mein Vater daher; er ermahnt mich, mit dem Spiele aufzuhören, zu meinem Hofmeister ins Zimmer zu gehen und die tägliche Lektion nicht zu versäumen.“<sup>7</sup>

Der Gestus der Ritterlichkeit setzt zu allererst einmal jenen der Überlegenheit voraus; auf diesem Hintergrund entwickelt sich die Selbstkontrolle des Verzichts auf Ausnützen der Stellung, die jeder Galanterie zugrunde liegt. Dazu gehört der Fatalismus des Kriegers, der eine stoische Unempfindlichkeit gegenüber der Gefahr nährt (die zum Habitus, zur zweiten Natur werden kann): Es waren die aristokratischen Elemente der Habsburger Armee, die für Reminiszenzen an den Feudalismus der mittelalterlichen Ritter sorgten, wie etwa in jener Geschichte, die auf einer Begebenheit in der Schlacht von Solferino (1859) beruht:

„Als der Ordonnanzhusar Bécseys seinen Rittmeister fallen sah, rief er: ‚Wenn mein Rittmeister todt ist, will ich auch nicht mehr leben!‘ und sprengte, feindliche Klingen zerstäubend, auf das feindliche Bataillon los, dessen commandie-

7 Georg von Stratimirović: Was ich erlebte. Erinnerungen von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von seiner Tochter. Wien, Leipzig: Braumüller 1911, S. 1.

render Stabsoffizier vor der Front hielt, sich gegen die Säbelhiebe des tapferen Husaren eine kurze Zeit vertheidigte, dann aber von diesem aus dem Sattel gehauen wurde.“<sup>8</sup>

Carl Freiherr Torresani (mit vollem Titel: von Lanzenfeld di Camponero; 1846–1907) ist heute – zu Unrecht – ein wenig in Vergessenheit geraten. Er war zu seiner Zeit wohl der bedeutendste österreichische Militärschriftsteller, der eine ganze Reihe weiterer beeinflusste<sup>9</sup>. Indem er seine eigene Militärzeit literarisch verwertete (er war selber bei den Trani-Ulanen und avancierte zum Generalstabsoffizier, bis er 1874 auf Grund von Querelen mit Vorgesetzten um einen einjährigen Urlaub einkam und sich bald darauf pensionieren ließ), dabei eine gute Beobachtungsgabe für die Darstellung von Offizierscharakteren entwickelte, kann sein Werk als hervorragende Auskunftsquelle für einen wichtigen Abschnitt der Entwicklung von Typen eines k. u. k. Offiziershabitus dienen. *Kropatsch, der echte Kavallerist* (1889 als Teil seiner *Schwarzgelben Reitergeschichten* erschienen, aber schon in den 70er Jahren geschrieben) vereinigt in fast idealtypisierender Zuspitzung Züge des österreichischen Offiziers in der sogenannten „Ära der groben Oberste“<sup>10</sup>. Im offenen Widerspruch zum stärker auf Bildung und Fleiß setzenden Bürgergeist setzte die Armee nach 1848 verstärkt auf das Kriterium der Treue, Ergebenheit, auf Disziplin und körperlichen Einsatz und verschüttete eher wieder den Zugang zu Wissen und Bildung auch in deren militärisch sedimentierter Form taktisch-strategischen Planungswissens. Wie Allmayer-Beck ausführt, wurde die Armee selbst zu einer Art Vaterland, ging vom jungen Kaiser selbst die Forderung nach unbedingter Disziplin aus, die auf den großen Eindruck zurückzuführen war, den die disziplinierte „italienische“ Armee unter Radetzky (und dessen „Genie“) in ihm hinterlassen hatte: als einziger ordnungsverheißender Kontrast im Angesicht zügellos-anarchischen Aufruhrs. Hier konnte man (was sich spätestens in Königgrätz rächen sollte) keine „Schriftgelehrten“ brauchen, sondern ganze, einsatzbereite, nicht lange fackelnde Männer. Korpsgeist, Tapferkeit, Disziplin, die Nähe zu feudalaristokratischen Kriegerwerten der Ehre beseelten eine Kriegerelite, die weiterhin Instrument der Adelherrschaft blieb und die auch in der Bürokratie ihren zweiten, natürlichen Feind sah. Sowohl der an seinem überspitzten Ehrbegriff scheiternde, von Ferdinand von Saar porträtierte Leutnant Burda als auch der böhmische Oberleutnant Wendelin Kropatsch sind keine Adeligen (nicht einmal Angehörige des viel leichter zu erringenden Militäradels), sondern Menschen bürgerlicher Abkunft, die nach feudalen Werten sozialisiert wurden. Im Falle Kropatschs ist der Münzstock der Prägung das „Trani-Regiment“ bzw. sein ehrgeiziger Oberst, der sich Kropatsch aussucht, um ihn zum perfekten Modell eines Reiters zu gestalten.

8 Wenzl Enis von Atter und Iveagh: Der Ordonnanzhusar Bécseys. In: Unter Habsburg Kriegsbanner. Herausgegeben von Franz Deitl. Bd. 2. Dresden [u. a.]: Pierson 1898, S. 40.

9 Vgl. Johann Heinrich Blumenthal. Carl Freiherr Torresani: Sein Leben und Werk. Wien: Bergland Verlag 1957. (= Österreich-Reihe. 30/31.) S. 39.

10 Allmayer-Beck, *Bewaffnete Macht*, S. 33.



„Bei der Wahl dieses Erzengels hatte er auf alle Eigenschaften gesehen, welche den echten leichten Reiter machen: equestrische Perfektion, körperliche Gewandtheit, raschen Entschluß, Mut bis zur Tollkühnheit, Ehrgeiz bis zur Krankhaftigkeit getrieben. Sein scharfes Auge hatte alle diese Bedingungen an einem entdeckt, der sie bisher so gut verborgen gehalten, daß niemand, vielleicht nicht einmal er selbst, davon eine Ahnung hatte.

Kropatsch, Oberleutnant Wendelin Kropatsch war der Erwählte: ein kleiner unhübscher Mensch mit Stumpfnase, fliehendem Kinn und einem überlangen, brennroten, horizontalen Schnurrbart, welcher das Gesicht unter der Nase scharf in zwei Teile zerschnitt, wie ein riesiger Quarthieb.“<sup>11</sup>

Er sieht nicht so aus, wie man sich Helden vorstellt, aber in ihm schlummert der „göttliche Funke“, der ihn zu Höherem prädestiniert. Kropatsch ist kein Genie, er muss sich alles hart erarbeiten, er hat katastrophale Manieren („nichts weniger als salonmäßig“), verfügt über kein nennenswertes Wissen und ist alles andere als liebenswürdig.

„Sein Gang, hastig und stoßweise wie der eines Wiesels, seine überschnelle, huschende Art zu reden – die eine merkwürdige Familienähnlichkeit mit dem Gange aufwies – waren eher geeignet, ihn lächerlich als bemerkenswert zu machen. Und da er außerdem noch ein wenig bissig, ein wenig verbittert, ein wenig mißgünstig war, so ist es begreiflich, daß er nicht zu den beliebten Persönlichkeiten des Offizierskorps gehörte.“ (Torresani, S. 46)

Was Torresani hier von Kropatsch sagt – nämlich, dass es ihm genau an jenen Tugenden fehlte, die sonst durchwegs von habsburgischen Offizieren verlangt wurden (Manieren, Liebenswürdigkeit, „Wissen“) – ist für die Analyse der Typenvielfalt des österreichischen Offiziershabitus sehr bedeutsam. Saars *Leutnant Burda* etwa gibt ein ganz anderes Bild. Das Zentralthema der Novelle ist ja die unselige Neigung Burdas, seine Netze über hochgestellte junge Damen (hoch-)adeliger Herkunft zu werfen, und die dabei entstehende – oder zu Tage tretende – Psychopathologie. Dafür braucht Burda sehr wohl Manieren, soziale Geschicklichkeiten und eine dafür geeignete Bildung. Doch Kropatsch ist ein unsensibler Grobian. Was Torresani hier schildert, ist natürlich mehr als nur die Charaktereigenschaften eines spezifischen Individuums mit ganz persönlichen Merkmalen. Die gibt es in der Novelle natürlich auch – wie schon in der unverwechselbaren Physiognomie Kropatschs sichtbar wird. Die „Grobheit“ des Offizierstypus dieser Zeit – nach Allmayer-Beck typisch für die nachnapoleonische Orientierung der österreichischen Armee, die sich – anders als in Preußen – von der Idee der taktisch-strategischen Schulung wieder verabschiedet hatte, wobei ihr der Erfolg der „italienischen Armee“ unter Radetzky 1848/49 Recht zu geben schien, und mit ihr die starke Betonung von „Disziplin“, auch oder vor allem auf dem Kasernenhof – steht in eigentümlichem Kontrast zu zwei zentralen

11 Carl Freiherr Torresani: Kropatsch, der echte Kavallerist. Ein Charakterbild von anno dazumal. In: Blumenthal, Carl Freiherr Torresani, S. 43–88, hier S. 45. Im Folgenden als Fließtextzitat.

Idealen: erstens, dem der aristokratischen Umgangsformen mit der Idee der Leichtigkeit, Geselligkeit, guten Manieren und „Liebenswürdigkeit“, zweitens, dem des bürgerlichen „Wissens“, das wiederum selbst noch unterteilt werden kann, und zwar in ein eher konsumtives Wissen des guten Geschmacks in Sachen Musik, Theater, „höherer Bildung“ sowie in ein eher professionelles, technisches Expertenwissen, das mit Beruflichkeit einhergeht. Während diese zweite Komponente beim *Leutnant Burda* ebenfalls fehlt (in Saars Novelle erfahren wir zwar einiges über Burdas musische Neigungen, nichts dagegen über seine taktischen Kenntnisse), ist die erste – nämlich das Talent, gefällig und gewandt in (weiblicher) Gesellschaft zu sein – bei diesem äußerst ausgeprägt. Bis hinauf zum Ende der Habsburgischen Armee im Ersten Weltkrieg ist „Liebenswürdigkeit“ ein unverzichtbarer Zug ihrer (Berufs-) Offiziere; so auch in etlichen von Torresanis anderen Erzählungen, wie etwa der Kasernenovelle *Die chemische Analyse*, in der der inspizierende General charmant-leutselig und der Regimentsarzt ein begnadeter Schauspieler und Musiker ist. In dieser Novelle dominiert der habsburgische Typus des Offiziers als eines kleinlichen, schikanösen Vorgesetzten und Bürokraten; etwas, was in Kropatschs Einheit am Vorabend der Schlacht von Custoza 1866 fehlt. Stattdessen kultiviert das Regiment, dem Kropatsch angehört, eine besondere Abart kriegerischen Muts schon in Friedenszeiten („Graf Trani, Prinz beider Sizilien, 13. Ulanenregiment“), nämlich Tollkühnheit auf dem Pferd und rigorose Disziplin. Der Ich-Erzähler wird in dieser Weise von Kropatsch instruiert:

„W’ß, w’ß (weiß!)‘ sagte er, Platz nehmend. ‚Find’st mich ’brhaupt selten z’ Haus. Die viel Wohnung stecken sind sp’ziell schlechte K’l’risten. Tattzache (Tatsache). Stall, R’tschul, ,x’zierplatz g’hört K’l’rist! Streng genommen, sollt’ neben Pf’d im Stand schlafen; aber wir sind einmal verweichlichtes Geschlecht, t’sp’ktive G’n’ration.“ (Torresani, S. 53)

Kropatschs Angewohnheit, ganze Vokale hastig zu verschlucken, gibt der Darstellung den Reiz der ethnographischen Authentizität. Wie nun die „Trani-Schneid“ tatsächlich aussieht, erfährt der Ich-Erzähler (junger Leutnant, frisch beim Regiment und unter Kropatschs Fuchtel gestellt) beim ersten gemeinsamen Ausritt, bei dem ihm Kropatsch seine reiterische Unfähigkeit beweisen will und ihn schon ordentlich beschämt hat:

„Plötzlich wurde ich durch einen schrillen Pfiff, von hoch oben kommend, aus meinen Betrachtungen gerissen. Kropatsch war von meiner Seite verschwunden und ritt zehn Klafter über mir auf der Höhe der Bastion, ruhig und gleichgültig, als wäre er von Anfang an dagewesen.

„Na, was ist denn?“ rief er mir vorwurfsvoll zu. Dabei machte er mit dem Kopf einen Ruck nach links und oben, den ich verstand.

Die Böschung war etwa unter 35 Grad geneigt und mit kurzem, strohfarbendem, glatten Gras bewachsen. Ich sah keine Möglichkeit, da hinaufzukommen. Indessen, es galt mein Renommee im Regiment. Wupp! gab ich meinem Pferd





die Gerte, nahm eine schiefe Linie und galoppierte hinauf. Er schrie mir ermutigend zu: ‚Schneid, Schneid! ... P'r kalte Eisen!‘“ (Torresani, S. 56)

Das Manöver misslingt, der Leutnant stürzt mitsamt seinem Pferd, Bluse zerrissen, Säbel verbogen, aber glücklicherweise ansonsten unverletzt.

Es ist eine ganz eigenartige Variante des Trainings, das Kropatsch hier dem jungen Leutnant angedeihen lässt: Es ist ein systematisches Drillen in eine Richtung – „Mut bis zur Tollkühnheit“ soll erzeugt werden. So ist auch Kropatsch selbst vom Brigadier dazu gebracht worden, täglich seinen Hals zu riskieren. Torresani weiß um die psychische Mechanik, die Menschen dazu bringen kann, permanent über ihre eigenen Angstgrenzen zu gehen: Es ist die Abhängigkeit von Lob und Beifall seitens der Vorgesetzten, vor allem aber der Kameraden:

„Es war für den ehrgeizzerfressenen und – sagen wir es getrost – ungeheuer eitlen kleinen Offizier eine gefahrenreiche, überaus angestrenzte, aber sehr glückliche Zeit. Auch in der glich er den Trapezhelden, daß der Beifall des Publikums ihn für das tägliche Wagnis mehr als entschädigte.

Und wahrlich, an Beifall fehlte es ihm nicht. Bald war er der Held des Regiments und der Brigade geworden. Alle alten Antipathien schwiegen. Wo immer er erschien, begann man gleich zu zischeln und zu flüstern, steckte die Köpfe zusammen, zeigte ihn den neu Eingerückten:

‚Weißt Du, wer der ist? Der *Kropatsch*.‘“ (Torresani, S. 47)

Er trägt hiermit dazu bei, was man den „ritterlichen Geist“ einer Truppe nennen kann; Kropatschs Persönlichkeit ist das Resultat rigoroser Disziplin, die vorwiegend aus Fremdzwang besteht, weniger aus eigener Initiative. Die Trani-Ulanen beherrschten besser als alle anderen das „Leichtreiten, Marschieren im Trab, Rudelformationen“ (Torresani, S. 44); ihre Beweglichkeit, Bravour im Überwinden von Hindernissen und generelle Leistungsfähigkeit machte sie zu einer Elite-Formation mit Vorbildcharakter.

Die Geschichte, die Torresani erzählt, nimmt einen tragischen Verlauf. Kropatschs Ruf ist nicht von Dauer; nach der Versetzung des Regiments in das bunte, glänzende Ambiente der Festungsstadt Verona vergisst man ihn bald, und sein Fall aus der öffentlichen Gunst trifft ihn tief. Ohnehin hat sein Leben außerhalb des Dienstes keine Glanzpunkte aufzuweisen; eine kurze Affäre mit einer nicht besonders aparten „Zirze“ vom Lande beendet er aus dienstlichen Überlegungen (wohl muss er dann Alimente für das dabei entstandene Kind zahlen): „R'g'ment ohne Weiber. Ledige Offiziere, ganze Offiziere. Z'libat unschätzbare Vorteil für Mobilität, k'lristische Schneid und Waghalsigkeit“. (Torresani, S. 69)

Diese Äußerung stammt vom Brigadier, und Kropatsch schwört einen Eid darauf, ledig zu bleiben.

So bleibt der „echte Kavallerist“ in jeder Hinsicht von der Meinung seiner Regimentskameraden abhängig, bis er wenige Tage vor der Schlacht bei Custozza (1866) – die übrigens für Habsburg siegreich verlief – in der aufgeheizten, allgemeinen Jubelstimmung, von viel Alkohol unterstützt, ein letztes Mal um ihre Anerkennung durch die Ankündigung einer selbstmörderischen Bravourtat ringt:

„M'ne Herr'n! Sp'rtanische Mütter g'sagt: mit'm Schild oder auf'm Schild. Ich aber sag': durchs K'ree, 'd'r ins K'ree. R'sp'ktive mit anderen Worten: *sprengen oder springen!* – M'ne Herr'n! Der Kropatsch kehrt nicht um, W'rt d'rauf. Sieg oder Tod! Darauf leer' ich mein Glas.“

„Hoch! Hoch! Hoooh!“ hallte es betäubend durch den Raum. Die Gläser flogen an die Wand und zersprangen klirrend in Scherben. Kropatsch wurde umringt, umarmt und gefeiert. Es war ein Triumph für ihn – wieder einer nach langer Zeit. Tiefste innere Befriedigung strahlte aus seinen Zügen. „Er hat soeben sein eigenes Urteil gesprochen“, flüsterte mir ein älterer Rittmeister ins Ohr. Und ich hatte die Überzeugung, daß er die Wahrheit sagte.“ (Torresani, S. 77–78)

Es gibt hier eine merkwürdige Parallele zu Saars *Leutnant Burda*. Dessen letzte, fatale Ranganmaßung, der von Seiten der (meist adligen) Kavallerieoffiziere derber Spott entgegengebracht wird, führt ebenfalls zu einem selbstmörderischen Akt, nämlich zum tödlichen Duell. Dort ist es Burda, der in seinem Wahn den Kommandierenden fordern möchte und sich stattdessen – stellvertretend – mit dem reckenhaften, neureichen Spieler und Raufbold Schorff anlegt. Es ist eine Don Quichoterie, aber sein Mut imponiert den Kameraden:

„Dies [Anm.: den Ausgang, den ein Duell mit Säbeln nehmen mochte] erwog man jetzt auch im Regiment, wo selbst die üble Stimmung gegen Burda plötzlich in rege Teilnahme umgeschlagen war. Sein mannhaftes Auftreten gegen die Kavalleristen, das eine Art gemeinsamen Stolzes wachrief, imponierte den meisten, und es fehlte nicht an Zeichen der Anerkennung, die Burda mit ernster Zurückhaltung entgegennahm.“<sup>12</sup>

Burdas Mut, dieses für ihn so gefährliche Duell anzustreben, wirft auch ein Schlaglicht auf den „feudalen“ Elan der Armee als ganzen: Die Offiziere begrüßen kriegerrische Aussichten (kurz vor dem Krimkrieg) „mit begeistertem Jubel“ (Saar, S. 38), was in eigentümlichem Kontrast zur Unentschiedenheit und Entschluslosigkeit der Regierung (Saar, S. 47) steht. Burda provoziert jene Grußszene, in der sich die Geringschätzung des Rabauken Schorff wie seiner adeligen Mitstreiter und -trinker zeigt, wobei er eigentlich auf den Adel zielt und den Parvenü (der ihn dann umbringen wird) bloß in Kauf nimmt. Burda stirbt und die Gruppenmeinung kehrt sich nun gegen Schorff, der nur dank schäbigster Protektion einer ehrengerichtlichen Untersuchung entgehen kann. Burda aber, den der Wunsch nach Verbindung mit einer Prinzessin aus einem glanzvollen Haus ins Unglück und den Wahn gestürzt

12 Ferdinand von Saar: *Leutnant Burda*. In: Ferdinand von Saar: *Novellen aus Österreich*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Karl Wagner. Bd. 2. Wien; München: Deuticke 1998, S. 61. Im Folgenden als Fließtextzitat.



hat, der erniedrigt und gedemütigt wurde, wird durch seinen Tod der Lächerlichkeit entrückt.

Ganz ähnlich ergeht es nun Kropatsch, der sich zu einem lebensgefährlichen Manöver hat hinreißen lassen. Kropatsch weiß das, macht sein Testament (das Belobungsschreiben seines Brigadiers vermacht er dem Regiment, falls es dieses einrahmt und zu seinem Andenken in Ehren hält), fordert noch vor der Schlacht in etwas kindischer Manier einen baumlangen Italiener heraus und stirbt bei der Feuertaufe seines glänzenden, ruhmreichen Regiments auf die angesagte Art und Weise. So lächerlich seine Motive waren, so absurd und komisch der ganze Charakter, so stolz und ruhig geht er in den Tod:

„Ein Zungenschlag, ein Schenkeldruck. In prachtvoller Sprungkurve setzt das Pferd über die vorderen Bajonettreihen, senkt sich mit der Wucht seiner sechs Zentner nieder, mitten hinein in die feindliche Phalanx, um sofort zusammenzubrechen, durchbohrt von fünfzig Yatagans.“ (Torresani, S. 86)

Der ritterliche Feind will ihn, voll Bewunderung für die Kühnheit, noch schonen, doch Kropatsch feuert seinen Revolver ab und bedarf keiner Schonung mehr. In der von Blumenthal edierten Ausgabe ist vermerkt, dass „Kropatsch“ für den Rittmeister Ernst Kasperlik von Teschenfeld steht, der dafür post mortem das Militärverdienstkreuz erhielt.

Inwieweit beschreibt hier nun Torresani tatsächlich eine Variante des habsburgischen Offiziershabitus? Ist diese Beschreibung für etwas „Typisches“ auch tatsächlich „gültig“? Allmayer-Beck war der Meinung, dass „Kropatsch“ auch ein brauchbares Porträt des Chefs der italienischen Armee und glücklosen Feldherrn von Königgrätz, Benedek, darstellt. Auch für diesen sei sein persönlicher Mut außer Frage gestanden; sein Erfolg bei der Niederschlagung des polnischen Aufstands in Krakau 1846 sei aber mehr seinem Draufgängertum vom Sattel aus und nicht seinem taktischen Geschick zuzuschreiben gewesen. Sein Anteil an der Niederlage von Königgrätz ist bis heute umstritten; für einige war er Opfer des überholten, eigenmächtig agierenden Adelsregiments in der Armee, dem er als „Quasi-Bürgerlicher“ (in Wirklichkeit war er von ungarischem Landadel) nicht gewachsen war; für andere, unter anderem Allmayer-Beck selbst, war er dem taktischen Genie Moltkes nicht gewachsen und büßte durch Mangel an strategischer Kühnheit jene Vorteile ein, die ihm ein entschlossenerer Aufmarsch in Böhmen beschert haben könnte. Das Auseinanderfallen von praktisch-kämpferischer, spontaner und strategisch-taktischer Kühnheit könnte jedenfalls sowohl bei Magenta und Solferino als auch bei Königgrätz ein tragischer Zug österreichischer Armeen gewesen sein. Freilich waren diese Niederlagen auch ein Ergebnis waffentechnischer Unterlegenheit. Felberbauer<sup>13</sup> hat die unterschiedliche Reichweite und Feuerkraft österreichischer, französischer und preußischer

13 Franz Felberbauer: Solferino und seine Folgen – Sadowa und Sedan. Eine Untersuchung der Waffenwirkung im Feldzug von 1859 und deren Auswirkung auf die weitere Waffenentwicklung. In: Österreichische Militärische Zeitschrift 47 (2009), H. 3, S. 293–304.

Gewehre und Kanonen verglichen; er hat jedoch auch festgehalten, dass daraus die habsburgische Artillerie richtige, die Infanterie katastrophal falsche Schlussfolgerungen gezogen hat, nämlich die Hinwendung zum Unterlaufen des Feuers des Hinterladers und zur reinen, suizidalen Bajonettattacke. Wie nun eine solche praktische Form von Tapferkeit als – angezüchteter, antrainierter – Habitus aussieht, das kann man jedenfalls dieser Novelle bestens entnehmen; was man weniger gut abschätzen kann, ist die Häufigkeit des Vorkommens einer solchen Haltung. Torresani liefert allerdings eine detaillierte Schilderung der institutionellen Praktiken bei der „Abrichtung“ zur Trani-Schneid mit einer Fülle heute unverstänlich gewordener Ausdrücke (Blumenthals kurze Biographie von Torresanis soldatischer Ausbildung belegt über jeden Zweifel hinaus, dass und wie sehr er mit diesen Praktiken aus ureigenster Anschauung vertraut war): Er imitiert die Redeweise des Schwaben Edelsheim-Gyulai, er schildert die farbenprächtigen Uniformen, bis zur „Konfederalatka“, einer Mütze mit Adlerfeder, gibt vergessene Redensarten wieder, weiß alles über Pferde und die kavalleristische Ausrüstung und liefert so einen dicht gewebenen Teppich von Informationen über die materielle wie ideelle Struktur der Trani-Kavallerie-Kultur. Sie ist aristokratisch geprägt, wird aber wachsend von Menschen bürgerlichen oder militäradeligen Ursprungs, fern von hohem Adel, übernommen – zumindest in der Kavallerie. Aber inwiefern beschreibt Torresani einen „Habitus“? Nun, er tut dies in zweifacher Hinsicht. Das, was die „Trani-Schneid“ ausmacht, wird den Kavalleristen zur „zweiten Natur“, d. h., es geht ihnen in Fleisch und Blut über. Entscheidend ist hier nicht der spektakuläre Heldentod des ansonsten wenig heldischen Kropatsch (obwohl die Grundlage eine wahre Geschichte darstellt, ist die dramaturgische Absicht, eine berührende und spannende Geschichte zu erzählen, mit der Folge der Überzeichnung ihres tragischen Charakters behaftet), sondern das, was Torresani über das komplexe Wechselspiel von institutionellem, disziplinärem Fremdzwang und den ambivalenten, von Gruppennormen definierten Emotionen der so geschulten Offiziere sagt – auch ohne dass wir uns an Extrembeispielen orientieren müssen. Es wird genug von der Strahlkraft von Tapferkeitsnormen allein durch die Spiegelung ihrer Einschätzung bei den Kameraden, den Mitgliedern von Kropatschs Bezugsgruppe sichtbar. Realistisch wirkt hier gerade Torresanis wenig dem Pathos verfallende, nüchterne Darstellung der Angewiesenheit Kropatschs auf die Anerkennung seiner „peers“: Er ist von Gefühlen der Minderwertigkeit beherrscht, wie auch Saars *Leutnant Burda*, und darum sucht er sich auf suizidale Weise hervorzutun. Wir fragen uns angesichts der furchtbaren Metzelei auf den vielen Schlachtfeldern des 20. Jahrhunderts oft, wie es möglich war, dass Soldaten hier mitmachten und leichtfertig ihr Leben in die Schanze warfen. Torresanis Erklärung ist so nüchtern wie realistisch: Kropatschs innere Natur, sein ganzes Sehnen führten ihn in diese Richtung; mangels Alternativen für sein Selbstwertgefühl. So wird es verständlich, dass die Österreicher bei Königgrätz das heroische Opfer der „Batterie der Toten“ erbrachten, mehrmals sinnlos gegen die preußischen Hinterlader auf die Höhen von Chlum stürmten und dass ihr Stolz, die ruhmreiche Kavallerie, bis zum bitteren Ende den Rückzug der Hauptarmee heroisch und verlustreich deckte. Es



war befohlen worden, jawohl; aber ohne eine entsprechende Disposition, diesen Befehlen zu folgen, hätte sich diese selbstmörderische Tapferkeit nicht entwickelt. Dass sie nicht weit von Dummheit entfernt war, sagt Torresani nicht, aber wir Heutigen sehen sie auch so.

### 3. Das patrimonialbürokratische Element des österreichischen Offiziershabitus bei Torresani

Eine ganz andere Facette des österreichischen Offiziershabitus wird in einer weiteren Novelle Torresanis sichtbar. Sie hat wenig mit dem Heldentum im Krieg zu tun und viel mit der Bürokratie und dem Kasernenleben im Frieden. In der Erzählung *Die chemische Analyse* geht es um die ritualistisch-beschränkte Auslegung von dienstlicher Autorität durch ehrgeizig-unterwürfige Offiziere, um die bescheidenen Freuden dieser Offiziere (stationiert in der Haupt- und Residenzstadt Wien) im Dienst und außer Dienst und um das Verhältnis der Offiziere zu den Mannschaften. Torresani erzählt seine Geschichte – in der schließlich der subalterne Charakter eines stellvertretenden Kasernenkommandanten, der seine Leute aus falscher Beflissenheit auf lächerlich-erniedrigende Weise schikaniert, durch heiter-freche Untergebene entlarvt und zu Fall gebracht wird, auf ebenso heitere Art und Weise und mit viel Witz und subtiler Milieukennntnis.

Der wenig dämonische „Schurke“ dieser Geschichte ist ein Major von bescheidenem Adel:

„Der Major hieß Ritter vom [!] Mumpf, Felix Ritter von Mumpf, zu dienen. Er befand sich damals in jenen Jahren, welche Schmeichler die besten zu nennen pflegen, hatte blondes, dünnes Haar, einen blonden Schnurr- und Backenbart, eine weinerliche Art zu reden, und eine Haltung, als ob er vom Morgen bis zum Abend unter einer erdrückenden Last zu seufzen hätte und seines Lebens nie recht froh werden könnte. Das kam, weil er gerne Oberstlieutenant geworden wäre und in der steten Angst lebte, vorher noch den blauen Bogen zu bekommen. Hatte er doch schon manche Schnitzer begangen, die sich die Vorgesetzten, wie er wußte, gut hinters Ohr geschrieben hatten, und lagen doch zwischen ihm und dem Avancement noch zwei entsetzliche Brucker Lager, eine Unzahl von Visitirungen und Inspizirungen, und zwei Beschreibungen mittels Qualificationsliste: Hindernisse, deren jedes einzelne ihm wie ein Unüberwindliches erschien.“<sup>14</sup>

Diese Charakterisierung erhellt schon ein wenig die Eigenart der riesigen bürokratischen Maschine, die die k. u. k. Armee eben auch war, mit den entsprechenden Folgen für die Gestaltung des österreichischen Offiziershabitus. Obwohl Torresani in seiner „Vorrede zur ersten Auflage“ bestritt, dass seine Protagonisten tatsächlich Rückschlüsse auf etwaige, von der reichsdeutschen Presse genüsslich als solche apo-

14 Carl Baron Torresani: *Die chemische Analyse*. In: Carl Baron Torresani: *Schwarzgelbe Reitergeschichten*. 5., durchges. Aufl. Dresden: Pierson 1906, S. 1–60; hier S. 5–6. Im Folgenden als Fließtextzitat.

strophierten „österreichischen Zustände“ zu ziehen erlaubten, kann man praktisch sicher sein, dass dies tatsächlich der Fall war. Blumenthal merkt an, dass er schon vorher Schwierigkeiten mit den Militärbehörden gehabt hatte. Torresani wörtlich:

„Indem er mit Vergnügen zugiebt, daß die patriotischen warmen Worte, die er hier und da einzustreuen Gelegenheit gehabt, ihm aus vollem Herzen gekommen sind, muß er für seine handelnden Personen, insbesondere diejenigen, welche mit burlesken Rollen bedacht sind, die Ehre ablehnen, Photographien nach dem Leben, Repräsentanten wirklich vorkommender k.u.k. Offizierstypen zu sein.“ (Torresani, Chemische Analyse, Vorrede)

Torresani versteckt sich hinter dem Humor, den er bloß mit seinen Geschichten beabsichtigt habe; aber etliche andere Quellen bestätigen das Typische an dem Bild, das er hier von Major Mumpf zeichnet:

„Er hatte wenig Selbstvertrauen und wußte warum; denn obwohl ein guter Dienstmann, war er ein schlechter Taktiker, ohne jeden Begriff vom ‚Höheren‘, und benahm sich immer wie ein Fisch im Sande, sobald das Regiment aus der geschlossenen Formation auf der Schmelz zu irgend einer felddienstlichen Übung überging. [...]

Er hatte Ehrgeiz, der Major Mumpf; und deshalb war sein ganzes Sinnen und Trachten danach gerichtet, denjenigen, von denen die Befriedigung dieses Ehrgeizes abhing, recht gefällig zu sein. Nie hat es einen dienstfertigeren Untergebenen gegeben. Er war ganz guter Wille, vom Kopf bis zu den Zehen.“ (Torresani, Chemische Analyse, S. 6)

In der Geschichte, die Torresani hier erzählt, ist der Major dem vermeintlichen Willen des inspizierenden Generals in einer Weise ergeben, dass sowohl Mannschaft wie Offizierskader der Josefstädter Kaserne wochenlang auf das kleinlichste und lächerlichste schikaniert werden: Der hohe Herr, dekoriertes Kriegsheld und von einem weit unbefangeneren und kraftvolleren Charakter, äußert nebenbei – nach äußerst wohlwollendem und leutseligem Auftreten – auf Anfrage des Majors einen einzigen Mangel:

„Richtig, richtig, sagte Excellenz; - ‚die Reinlichkeit könnt‘ wohl etwas besser sein. Die Spuckerei auf den Gängen ist nicht sehr appetitlich; und daß es nach Vanille riecht in den Mannschaftstrakten, kann man auch nicht behaupten. [...]“ (Torresani, Chemische Analyse, S. 20)

Dies nützt der submissive Major zu einer mehrwöchigen Reinlichkeitsorgie, in der er alle bis aufs peinlichste schurigelt. Denn dies entspricht seinem Habitus:

„Jeden dienstlichen oder undienstlichen Wunsch eines Höheren führte er mit einer ungeheuren Begeisterung aus und wusste ihn bis in alle möglichen und unmöglichen Konsequenzen auszuarbeiten. Darin war er wirklich – groß. Dagegen wußte er sich nach unten nicht groß zu machen. Er war – um unseren Armee-Jargon anzuwenden – ein ausgesprochener *Raunzer*, von falscher Bon-



homie und tückisch-sanftem Wesen, der mit weinerlicher Stimme nie Befehle, sondern immer nur Wünsche ausdrückte: Lieber N., seien Sie so gut! ... oder: Lieber N., es wäre nicht schlecht, wenn ... usw.“ (Torresani, Chemische Analyse, S. 6–7)

Gerade diese Beobachtung ist sehr interessant, da sie darauf hinweist, dass ein submissiv-autoritärer Charakter nicht automatisch immer in das „Radfahrer-Modell“ (nach oben buckeln, nach unten treten; vgl. Heinrich Manns klassische Beschreibung und Adornos gleich klassische Interpretation) eingepasst werden kann; er kann auch über soviel Affektkontrolle verfügen, dass er seine Dominanz weder ostentativ auslebt noch sich dieses Bedürfnis überhaupt eingesteht. Trotzdem setzt sich der Major oft durch:

„– Dabei aber saß er Einem so lange auf den Hacken, nörgelte, ‚penzte‘ und weinte Einem so lange vor, bis das, was er gewollt, aus- und durchgeführt war. Nie benahm er sich gegen Irgendwen unfreundlich; aber er lag Allen im Magen, und wenn er mit seinem sanften Lächeln am einen Ende des Ganges erschien, drückte man sich am andern Ende hinaus. Seine Hartnäckigkeit war unglaublich; er konnte Einem dieselbe Sache fünfzigmal wiederholen, und beim fünfzigsten Mal war der Ton nicht erregter, als beim ersten. Aber dann ging er still nach Hause, zog seinen Tintenstift und machte Einem einen schwarzen Strich unter den Namen. Und den schwarzen Strich hätten sämtliche Radirgummi’s von Theyer und Hardtmuth nicht weggekriegt, bis er seine Wirkung in der nächsten Qualificationsliste geübt.“ (Torresani, Chemische Analyse, S. 7)

Was Torresani hier hinzeichnet, ist das Porträt eines bürokratischen Habitus, eines Habitus, in dem scheinbar auf nahezu affektneutrale Weise bürokratische Macht ausgeübt wird und das Ausleben starker Affekte der Dominanz von automatischen oder bewussten Selbstzwängen verunmöglicht wird. Selbstverständlich kann man nicht die relative Häufigkeit eines solchen Typus in der habsburgischen Armee abschätzen; es ist wahrscheinlich, dass er auch in anderen Armeen zumindest gelegentlich auftaucht. Aber man kann die Beschreibung Torresanis mit solchen aus anderen fiktionalen und auch mit nicht-fiktionalen Quellen vergleichen und damit eine Glaubwürdigkeitsabschätzung für sein Vorkommen und seine Gewichtigkeit vornehmen. So hat z. B. Rauchensteiner (1994) etliche Belege präsentiert, die eine gewisse bürokratische Unselbständigkeit und Entscheidungsscheu bei habsburgischen Offizieren des Ersten Weltkriegs deutlich machen, z. B. nach der misslungenen Herbstoffensive bei Luck 1915:

„Was sich hier offenbarte, war aber ein Dilemma der österreichisch-ungarischen Führung, und insbesondere war es ein Dilemma ihrer Führer. Die Armeekommandanten und eine ganze Reihe von Korpskommandanten waren tatsächlich nicht in der Lage, eine selbständige operative Führung unter Beweis zu stellen. Sie zeigten einen Dilettantismus, der in der österreichischen Literatur nach dem Krieg meistens schamvoll verschwiegen wurde.“



Es ist aber fast unbillig, Einzelpersonen herauszugreifen und sie zu kritisieren. Denn es waren ja nicht einzelne! Beginnend mit dem Armeeoberkommando und sich fortsetzend über die Armeekommandanten, die Korpskommandanten bis zu den Divisionären war immer wieder festzustellen, daß die Generalität häufig nicht entsprach, zu wenig Initiative entwickelte, gelegentlich nicht befehlstreu war und vor allem weder zu überzeugen noch zu begeistern vermochte. Auch dabei kann nicht einfach von Versagen gesprochen werden, denn die Gründe dafür lagen teilweise wohl tiefer.<sup>15</sup>

In lebhaftem Kontrast zur Servilität und Submissivität des Majors Mumpf steht in Torresanis Novelle das ungezwungene Verhalten des inspizierenden, unangemeldeten Generals, der in der Kaserne eine gemütlich-entspannte, äußerst dienstferne Idylle antrifft.

„Der Commandirende, beide Hände in die Hüften gestemmt, wiegte sich, die Scene betrachtend, mit durchgebogenem Rücken und vorgestrecktem Bauch auf den Fußspitzen auf und ab. Hinter ihm stand der Personaladjutant, mit einem Gesicht, welches bis dato noch keinerlei Empfindung ausdrückte; denn er konnte noch nicht wissen, wie Se. Exzellenz die Sache aufnehmen würde, und mußte seine Muskeln auf dem todten Punkte halten, um sie dann rechts oder links, auf oder ab bewegen zu können, je nachdem es sich als angezeigt erweisen würde. Eine, zwei Minuten peinlicher Stille folgten; dann brach der Gewaltige los:

„Wer hat Inspection! Weer! Woos ist der Wurm, daß ich ihn zertreten kann!‘ – Mehr todt als lebendig meldete sich Forchenwald. ‚So, so, so! – Pütz! notiren Sie den Namen! ... Herr! Sie werden das Weitere hören! Ich werd’ ein Exempel statuieren; ein *Exempel*, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll! Sie werden glauben, die große Bummerin brummt um Ihre Ohren! – Ist das eine Adjustirung? ... Eine *dienstliche* Adjustirung? ... Kein Krawatel, keine Hauben, keinen Säbel ... die Brust weit offen, daß man glauben möcht’, es ist die Geistinger in der schönen Helen!’ ... Und was ist das für ein decorumswidriges Hemmed?“  
(Torresani, Chemische Analyse, S. 14–15)

Dieses Zitat zeigt zweierlei: erstens die dominante Unbefangenheit des Kommandierenden, die – man ahnt es schon bei seiner Wahl von heiter-kraftvollen Metaphern – demnächst ins Joviale, Leutselige umschwenken wird; zweitens die angespannte, auf jeden Wink des Vorgesetzten lauernde Körperhaltung des Subalternen, dessen Gesichtsausdruck nichts verraten darf, was eine beträchtliche Leistung der Affektzügelung darstellt und, wenn oft oder sehr oft nötig, ebenfalls einen identifizierbaren psychischen bzw. sozialen Habitus ausdrückt. Psychische Prozesse (eine solide Portion Angst, gepaart mit Aufmerksamkeit und Erregung) entsprechen körperlich-somatischen bzw. deren beschreib- und sichtbarem Ausdruck sowie einem

---

15 Manfred Rauchensteiner: Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg. 2. Aufl. Graz; Wien; Köln: Styria 1994, S. 290.



spezifischen Verhalten (die drei Aspekte jeder Emotion<sup>16</sup>). Die Dominanz des einen entspricht der gespannten Unterwerfungsbereitschaft des anderen. Jedenfalls hat der General keine Probleme (ob auch nicht auf dem Schlachtfeld, können wir nur vermuten), der Situation jederzeit seinen höchstpersönlichen Stempel aufzudrücken.

Nachdem nun dieser ganz vergnügt und zufrieden seine Inspektion beendet hatte, ohne jemandem auch nur ein Haar zu krümmen, schreitet der servile Major zu erheblichen Gehässigkeiten:

„Major Mumpf befahl noch mit milder Stimme, den Trompeter von der Thorwache auf acht Tage einzusperrern, mit Verschärfung durch reglementmäßigen Dunkelarrest und Entziehung des Rauchtabaks, und stieg dann nachdenklich, aber nicht weniger vergnügt als Se. Excellenz, über die Hauptstiege seinem Quartier zu.“ (Torresani, *Chemische Analyse*, S. 21)

Wir gewinnen also aus Torresanis Novellen drei deutlich unterscheidbare Varianten eines habsburgischen Offiziershabitus. Der erste ist das Resultat der Abrichtung zu spätfeudaler Tollkühnheit (typisch für die stark aristokratisch dominierte Kavallerie), gepaart mit taktisch-strategischer Unbedarftheit; der zweite zeigt sich in bürokratischem, ängstlichem Autoritarismus von entscheidungsscheuen Subalternen; der dritte, in der Person des Generals, in aristokratischer Leutseligkeit und selbstverständlicher Dominanz. In der Person des Regimentsarztes und des diensthabenden Offiziers Forchenwald begegnen wir ebenfalls bekannten Typen – notorischen Schürzenjägern mit musischen Neigungen und einem Faible für die gute Gesellschaft (wie auch in der Novelle von Saar).

Dieser Habitus mit seiner Typenvielfalt lässt sich hier einmal für die Armee von etwa 1850 bis 1880 (zweiter bosnischer Feldzug) festhalten. Die folgenden Überlegungen befassen sich nun, fiktionale und nichtfiktionale Quellen streifend, mit seiner weiteren Entwicklung bis zum großen Krieg.

#### **4. Literarische Beispiele für die weitere Entwicklung des habsburgischen Militärhabitus**

Nach 1868 veränderte sich die habsburgische Armee von einer dynastischen Berufsarmee von lang dienenden, kaisertreuen Offizieren Schritt für Schritt in das Vielvölkerheer eines sich demokratisierenden multiethnischen Doppelstaates auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht und der Ausbildung von nichtdauerhaft dienenden Reservisten. Militärhistoriker (Allmayer-Beck, Deák, Rothenberg) haben diesen Prozess eingehend beschrieben; zugleich war dieser auch einer der Technisierung, Industrialisierung und Professionalisierung in Sachen Taktik und strategischer Ausrichtung. Man kann aus Selbstzeugnissen von Offizieren der habsburgischen Armee einen guten Eindruck von dieser Verschiebung gewinnen, die

16 Vgl. Norbert Elias: *Human Beings and their Emotions*. In: *Theory, Culture and Society* (1987), Nr. 4, S. 339–361.

zugleich auch einen strukturellen Konflikt zwischen den älteren, feudalaristokratischen Kriegermodellen und den bürgerlich-technischen, nüchterneren, auf Fleiß und technischem Wissen basierenden neueren Offizierstugenden mit sich brachte. Das bedeutete natürlich auch Konflikte zwischen den jeweiligen Gruppen selbst; in den Erinnerungen von Paul Schinnerer etwa, eines bürgerlichen Staboffiziers, war das der ewige Streit zwischen leichtsinnigen, aristokratisch geprägten Salonoffizieren ohne viel Sachkenntnis und mit viel Pomp und Selbstüberschätzung und den (weniger zahlreichen) nüchtern-pessimistischen und hart arbeitenden Offizieren seines eigenen Schlages. Schinnerer gehörte zu jenen, die sich 1914 keine Illusionen über die Chancen der k. u. k. Armee machten, den Russen standzuhalten.

In den literarischen Dokumenten über diese Zeit, die allerdings großteils nach der Niederlage verfasst wurden, finden wir eine deutliche Widerspiegelung dieser Konstellation, mit Akzenten, die mit dem Standort des jeweiligen Autors koinzidieren. Vier dieser Artikulationen seien hier ausgewählt: Joseph Roths Roman *Radetzky-marsch*, der melancholische Abgesang auf die Donaumonarchie, konzentriert im Schicksal des resignativ-schwachen Enkels eines Kriegshelden von 1859 (Schlacht von Solferino); Arthur Schnitzlers berühmte Novelle vom *Leutnant Gustl*, der als Sklave eines atavistisch gewordenen Ehrenkodex erscheint; Rudolf von Eichthals Roman *Der grüne Federbusch*, der das Garnisonsleben in Czernowitz um 1900 aus der Perspektive eines Österreich-Patrioten und Habsburg-Legitimisten schildert; und Alexander Lernet-Holenias *Standarte*, der Roman, der der Verzweiflung über das ruhmlose Scheitern der einstmals prächtigen klingvollen Regimenter in der Meuterei seiner großteils slawischen Soldaten im Spätherbst 1918 Ausdruck gibt.

Roths *Radetzky-marsch* gibt ein gutes Bild von allen drei bisher besprochenen Formen des österreichischen Offiziershabitus. Die gutmütig-patrimoniale Autorität des Generals bei Torresani taucht wieder in der Figur des Obersten Kovacs auf:

„Carl Joseph blieb mit sanftem Klirren vor dem Obersten stehn. ‚Servus!‘ sagte der Oberst, ohne von den Dominosteinen aufzusetzen. Er war ein gemütlicher Mann, der Oberst Kovacs. Seit Jahren hatte er sich eine väterliche Haltung angewöhnt. Und nur einmal im Monat geriet er in einen künstlichen Zorn, vor dem er selbst mehr Angst hatte als das Regiment. Er schrie, daß die Wände der Kaserne und die alten Bäume rings um die Wasserwiese bebten. [...] Ja, man kannte ihn, den Obersten Kovacs, das gute Tier! Man konnte sich auf die Regelmäßigkeit seiner Zornausbrüche verlassen wie auf die Wiederkehr der Mondphasen. Rittmeister Taittinger, der sich schon zweimal hatte transferieren lassen und der eine genaue Kenntnis von Vorgesetzten besaß, bezeugte jedermann unermüdlich, daß es in der gesamten Armee keinen harmloseren Regimentskommandanten gebe.“<sup>17</sup>

Keiner der von Roth skizzierten Typen wirkt besonders martialisch, aber dennoch ist es ausgerechnet der bürgerliche, jüdische Regimentsarzt Dr. Demant, der den

<sup>17</sup> Joseph Roth: *Radetzky-marsch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1957. (= rororo. 222.) S. 51. Im Folgenden als Fließtextzitat.



Grafen Tattenbach zum Duell fordert und mit ihm gemeinsam – zur Überraschung aller – in den Tod geht. Roth macht den stillschweigend generell akzeptierten feudalen Ehrenkanon nur in seiner von Demant apostrophierten Überlebtheit deutlich:

„Auf einen leichten Tod!“ erwiderte der Regimentsarzt und leerte das Glas, während Carl Joseph den Schnaps wieder auf den Tisch stellte.

„Dieser Tod ist unsinnig!“ sagte der Doktor weiter. „So unsinnig, wie mein Leben gewesen ist.“ (Roth, S. 77)

Der Krieg beginnt für Carl Joseph, realistisch genug, in Galizien mit Verwirrung, Rückzügen, aus paranoiden Ängsten resultierenden Spitzexekutionen und er endet schnell in seinem ungewollt heroischen Tod beim Wasserholen für seine Männer. Feudale Denkungsart wird von Roth einerseits bewundert, andererseits aber auch nach dem bürgerlich-pazifistischen Kodex als atavistisch dargestellt.

Das Element der Bewunderung fehlt gänzlich in Schnitzlers Novelle *Leutnant Gustl*<sup>18</sup>. Dessen höchst verletzte Ehre wird von einem kräftigen Zivilisten verletzt; in seinem inneren Monolog reflektiert der junge Leutnant angstgepeitscht, ob und wie der inkriminierende Sachverhalt vor seiner Bezugsgruppe von Offizierskameraden rufbar werden kann, worauf ihm nur der ehrenhafte Selbstmord als letzte Option offenstünde. Das Gespenst weicht, aber die psychische Dynamik der massiven Schamangst wird von Schnitzler gnadenlos enthüllt. Auch hier ist die Kontrastfolie, die Schnitzler einen solchen Ehrbegriff als unsinnig erscheinen ließ, die Vorstellungswelt eines friedlichen Berufsbürgertums, in der Reputation eher durch Fleiß und Wissen erworben wird als durch physische Tapferkeit. Freilich steht die k. u. k. Armee mit diesem spätfeudalen Ehrenkanon und dem ihm korrespondierenden Habitus in Europa nicht allein da; mit Ausnahme des früher vermarktlichten und monetarisierten England teilen ihn bis 1918 die meisten europäischen Länder.

Während man nicht genau wissen kann, woher der bürgerliche Arzt Schnitzler seine intime Kenntnis der Soldaten-Psyche hernahm (Freud achtete ihn bekanntlich als sein literarisches Alter Ego), ist dies bei Rudolf von Eichthal, dem Verfasser etlicher Romane über die altösterreichische Armee, um einiges klarer: Er war selbst noch dekoriertes Offizier im Weltkrieg und kannte das System der habsburgischen Armee aus eigener Erfahrung gut genug. Obwohl der Roman *Der grüne Federbusch* etliche Jahrzehnte (Erscheinungsjahr: 1979) nach dem Ersten Weltkrieg geschrieben wurde, ist die Zeit- und Detailtreue der Schilderung der Bukowina um 1900 hoch einzuschätzen. Das gilt für die penibel wiedergegebenen altösterreichischen Ausdrücke und Redensarten, für die institutionellen Kenntnisse von der Armee und für die Darstellung der kleinen, aber buntscheckigen, multiethnischen wie multireligiösen Gesellschaft von Czernowitz. Weniger trauen kann und soll man der Tausendsassa-Natur des Romanhelden, Infanterieoberleutnant Spielvogel, die so weit ins Günstige ausgestaltet ist, dass sie keine Glaubwürdigkeit mehr beanspruchen darf. Aber jen-

18 Arthur Schnitzler: *Lieutenant Gustl*. 11. Auflage. Berlin: Fischer 1906.

seits dieser Idealisierung der Hauptfigur (die dem Leser von Kriminalromanen etwa von Raymond Chandler und vielen anderen nicht unbekannt sein wird – auch die Idealisierung des „hard-boiled detective“ behindert nicht die realistische Interpretation vieler Milieubeobachtungen) kann man in zahlreichen Beispielen Formen des österreichischen Offiziershabitus erkennen. Vor allem zu nennen wäre das kritisch gewordene Verhältnis zwischen dem alten, aristokratisch gefärbten Schlendrian und dem neuen Typus des von Sach- und Fachkenntnis geprägten bürgerlichen Offiziers, personifiziert in Spielvogel, dem „Brigadevogel“, d. h. des den Brigadegeneral unterstützenden Stabsoffiziers, über dessen Funktion Eichthal Torresani zitiert: „hohes Ansehen bei kleiner Verantwortlichkeit, viel Ehre bei wenig Arbeit, besonders wenn der Brigadier kein Streber, sondern ein ruhiger, gemütlicher Herr ist.“<sup>19</sup>

Zwischen Oberleutnant Spielvogel und den hohen Herren vom Lemberger Korpskommando entwickelt sich eine Machtprobe, weil jener die österreichische Aufstellung zum Korpsalarm im Kriegsfall mit Rußland durch gründliche Sachkenntnis in Frage stellt. Er findet die Aufstellung gleich an der Grenze falsch, weil sie nicht zu verteidigen sei, und schlägt eine weiter hinten gelegene Linie vor.

„Zwei Tage lang schloß er sich in sein Dienstzimmer ein, zirkelte, schrieb, malte, zeichnete; zwei Tage lang blieb er für die Welt unsichtbar und ließ sich sogar das Essen aus der Offiziersmesse holen, um nicht in der Arbeit gestört zu sein. Am dritten Tag erschien er mit dem fertigen Antrag in sauberer Reinschrift, mit tadellos gezeichneten Karten und Plänen belegt.“ (Eichthal, S. 54)

Sein Vorgesetzter erkennt den Wert der Arbeit und befürwortet den Antrag. Aber dem ist in der Folge kein günstiges Schicksal beschieden:

„Noch am selben Tag legte der Generalstabschef die Sache dem Kommandierenden General Grafen Stackelberg vor. Dieser, ein sehr alter Herr, Kavallerist, Hocharistokrat, bei dem der Mensch erst beim Baron anfangt und der alles, was nicht Hochadel und Kavallerist war, abgrundtief verachtete, hörte den Obersten gar nicht zu Ende an: ‚Was? Abänderung des Korpsalarms?‘ rief er entsetzt, indem er seiner Gewohnheit nach den Mund mit dem falschen Gebiß hörbar auf- und zuklappte. ‚Nicht einmal denken daran! Sind ja kaum erst mit dem Ding fertig geworden.‘“ (Eichthal, S. 109–110)

Tatsächlich scheitert Spielvogel, aber nicht am General, sondern an einem säuerlichen und gehässigen Subalternen, der ihm schon von Wiener Neustadt her feindselig gesonnen ist.

Spielvogel verfügt zwar auch über persönliche Tapferkeit und Risikobereitschaft, ist zudem ein Liebling der Frauen und der Musen, aber seine eigentliche Stärke ist bürgerliches Leistungsdenken. Viele Elemente habsburgischer Offiziersfolklore tauchen dennoch auf: die Schulden, die Verschwendung, der Charme – wie gesagt, Spielvogel

---

19 Rudolf von Eichthal: *Der grüne Federbusch*. Roman aus Altösterreich. Wien: Kremayr & Scheriau 1979, S. 23. Im Folgenden als Fließtextzitat.



ist ein Tausendsassa. Wie schon bei Saars *Leutnant Burda* intervenieren die Vorgesetzten auch in den Liebes- und Heiratsangelegenheiten ihrer Untergebenen – waren es bei Saar Burdas Ambitionen in Richtung einer jungen Dame aus höchstem Adel, die von einem höheren Offizier (Major im Dienste eines fürstlichen Chefs) abgewürgt wurden, ist hier umgekehrt Spielvogels Vorgesetzter an dessen Standesverbesserung durch Heirat interessiert; bei diesen vormodernen Interventionen kann man wohl Nepotismus und Protektion orten. Keiner der hier porträtierten Offiziere lässt verraten, dass einige von ihnen auch nahezu bedingungsloses, selbstmörderisches Stürmen befehlen würden. Aber auch der Leistungsgedanke setzt sich nur noch beim Manöver durch – wieder ist es ein arroganter Aristokrat, der vom schneidigen Spielvogel durch überlegene Taktik gedemütigt wird. Eichthals Buch ist natürlich mit dem Wissen um den Ausgang des Krieges und die verheerende Kopflosigkeit der Führung 1914 geschrieben und kann somit zur kontrafaktischen Literatur gerechnet werden. Dennoch sind die Pinselstriche, die hier den österreichischen Militärhabitus zeichnen, zwar grob, aber korrekt gesetzt.

Den tragischen Abgesang der Monarchie und ihrer ruhmreichen Armee verfasst Alexander Lernet-Holenia. Die Standarte ist das ultimative Symbol der Treue zu Regiment und Kaiser.

„Da stand aufrecht die Standarte, im Luftzug, der von der Tür kam, bewegten sich für einen Augenblick die Bänder, dann fielen sie wieder herab, und von dem goldenen Lanzenblatt oben an der Spitze des Schaftes ging ein Blitzen aus.

[..]

Wie Strahlen von ihrer Spitze umherfallend verkündigte sich der Anspruch, ein Zeichen des Reichs zu sein, souverän, kaiserlich, heilig, ein Nest des Adlers, der seine Fänge in ihren Brokat schlug, den Blick in die Sonne gerichtet, die nicht mehr unterging, wo er die Schwingen hob, in Frankreich, in Mailand, überm Meer, in Flandern, bei Zenta und Slankamen, bei Malplaquet, Aspern, Leipzig, Custoza, Kolin. Der feierliche Weihrauchduft der Feldmessen und Prozessionen, der süße Blutgeruch der Siege, der bittere der Lorbeergewinde hing noch in den Falten des Tuchs.“<sup>20</sup>

Diese poetische Schilderung zeigt uns, zu welchen Höhen sich patrimoniale Loyalität und dynastisches Wir-Gefühl aufschwingen können. Die Schlüsselstelle des Romans ist allerdings die Meuterei der slawischen Truppen ruhmreicher Regimenter mit den klingenden Namen Maria Isabella oder Royal Allemand und Toskana-Ulanen, die aufhören, als Kriegsmaschinen zu fungieren:

„Es war, als fielen die Helme und Uniformen, die Abzeichen der Chargen und die kaiserlichen Adler der Kokarden von den Leuten ab, als schwänden die Pferde und die Sättel hinweg, und es blieb nichts übrig als ein paar hundert

20 Alexander Lernet-Holenia: *Die Standarte*. Berlin: Fischer 1934, S. 187. Im Folgenden als Fließtextzitat.

nackte polnische, rumänische oder ruthenische Bauern, die keinen Sinn mehr dafür hatten, unter dem Zepter deutscher Nation die Verantwortung für das Schicksal der Welt mitzutragen.“ (Lernet-Holenia, S. 161)

Der adelige Fähnrich Menis ist noch einmal ein Kavallerist – die Geschichte ist auch eine der romantischen und waghalsigen Liebe inmitten des sterbenden Heeres. So drängt er sich in höchste Gesellschaft, um seine künftige Geliebte kennenzulernen:

„Kaiserliche Hoheit gestatten, daß ich einen Fähnrich vom Dragonerregiment Beide Sizilien vorstelle. – Junker‘, wendete er sich an mich, ‚ich habe nicht genau verstanden, wie Sie hießen.‘ Ich flüsterte ihm meinen Namen zu. ‚... nämlich den Fähnrich Menis,‘ ergänzte er. Die Erzherzogin reichte mir die Hand zum Kuß.“ (Lernet-Holenia, S. 32)

Nach dem ungehörlichen Eindringen erfolgt die Bekanntschaft mit der Schönen, die – nach Strafversetzung des Fähnrichs – Anlass zu vielen wilden nächtlichen Besuchsritten gibt. Noch einmal beschwört Lernet-Holenia den ganzen Glanz der feudal-ritterlichen habsburgischen Offizierswelt, mit allem Charme des Untergangs und ohne dass taktische oder organisatorische Fragen angesprochen werden. Zum letzten Mal schwören Offiziere und Mannschaften feierlich seiner Majestät den Eid (und letztere wissen schon, dass sie ihn brechen werden).

Die Meuterei wird niederkartätscht, in einem grässlichen Akt der Selbstverstümmelung der einstmals stolzen Armee. Der Krieg ist verloren, und es wäre wahrscheinlich auch so gekommen, wenn die habsburgischen Offiziere samt und sonders ein Ausbund professioneller Tüchtigkeit gewesen wären (was wahrscheinlich auch viele waren). Aber es ist doch bezeichnend, dass letzte Romantik sich an die sterbende Idee der Ritterlichkeit klammert – anstatt einer nüchternen Dokumentation von nüchtern erfochtenen, professionell errungenen Siegen.

## **5. Ein Vergleich mit einer nichtfiktionalen Quelle – die Erinnerungen von Paul Schinnerer**

Wie auch Rauchensteiner in seinem großen Werk *Der Tod des Doppeladlers* zeigt, war schon der Aufmarsch in Galizien 1914 aufgrund der Fehldisposition Conrads völlig misslungen: Dieser hatte sich, wie die anderen, zu lange an die Illusion geklammert, den Krieg auf Serbien begrenzen zu können, und die 2. Armee erst dann nach Galizien umdirigiert, als es im Grunde bereits zu spät war. Ohne diese waren aber die österreichischen Kräfte den Russen geradezu hoffnungslos unterlegen (mit 1,2 Millionen gegen 1,8 Millionen Soldaten), die noch dazu wesentlich besser ausgerüstet waren. Der seit den Napoleonischen Kriegen der habsburgischen Armee aufgepfropfte Offensivdrang verlangte aber selbst bei massiver Unterlegenheit eine Vorausverteidigung durch Angriffe, die allerdings das k. u. k. Heer aus mehreren Gründen erfolgreich zu führen nicht imstande war. In den Schilderungen Schinnerers, der sich mit einer untergeordneten Position im Stabe begnügen musste, aber





in diesem Nervenzentrum einen guten Überblick über das kollektive Versagen erhielt, werden die mentalitätsbezogenen, „habituellen“ Schwächen der k. u. k. Armee überdeutlich. Wie schon Clausewitz festgehalten hatte, kann der Geist einer Armee nicht nur durch Passivität und Pessimismus gebrochen werden, sondern gerade auch durch unbegründete, illusionäre Selbstüberschätzung, die für die folgenden Katastrophen wehrlos macht. Das Paradoxon einer insgesamt zögernden, wenig durchschlagskräftigen Armee, der jedoch ein ungestümer Offensivdrang befohlen wird, tritt gerade hier, in den ersten Wochen des Krieges, besonders deutlich hervor. Schinnerer urteilte schon früh:

„Die II. Armee, die ursprünglich gegen Serbien aufmarschiert war, wurde wieder auf die Bahn gesetzt und befand sich gar erst im Herantransport durch Ungarn. So begann dieser Krieg, der vor allem ein schnelles, zielbewusstes Handeln erfordert hätte, mit einem sinnlosen Hin und Her, das den Keim des Mißerfolges bereits in sich trug.“<sup>21</sup>

Damit tritt die Schlacht um Lemberg, die den Galizienfeldzug eröffnete, in eine Reihe mit den Jahrhunderten von Schlachten, die von habsburgischen Armeen auch wegen ihres habituell gewordenen Zugs des Zögerns und Zauderns verloren wurden: von den schlesischen Kriegen gegen Preußen in den Niederlagen Karls von Lothringen gegen Friedrich II., in den Schlachten von Ulm, Austerlitz oder Eggmühl/Regensburg gegen Napoleon, gegen die Franzosen bei Solferino und die Preußen bei Königgrätz – überall war das Dilemma die Langsamkeit und Unentschlossenheit des Aufmarsches und der Formierung, die selbst große Tapferkeit der Truppen nicht mehr wettmachen konnte. Wie wir gesehen haben, ist ein Teil des ebenso habituell gewordenen Leichtsinns schon Mentalität des Heeres im Frieden gewesen; in der schonungslosen Darstellung Schinnerers von den kritischen Ereignissen im August und Anfang September 1914 werden dessen katastrophale Züge noch deutlicher sichtbar. Wie wir sehen werden, gesellten sich zum Hang zur Selbstüberschätzung recht bald kopflose Angst und Führungsunfähigkeit im Angesicht der sich abzeichnenden Katastrophe.

Schinnerers Darstellung setzt bei der ihn kränkenden, als Zurücksetzung empfundenen Verwendung als Adjutant in der Kanzleidirektion des 3. Armeekommandos am 3. August 1914 in Pressburg ein (erst später sollte er selbst ein Kommando im Felddienst erhalten und auch noch zum Generalmajor befördert werden).

„Wem ich diese Zurücksetzung verdanke, weiß ich nicht, da ich aber eben nicht der gewissen Clique angehörte, sondern immer ein Außenseiter und als schwer zu behandelnder Querkopf verschrien war, so dürfte das wohl der Grund hierfür sein.“ (Schinnerer, II, S. 2)

21 Paul Schinnerer (Generalmajor, 1869–1957): *Erinnerungen aus meinem Leben 1869–1918*. Wien: Archiv „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, II, 9. Im Folgenden als Fließtextzitat.

Vielleicht fällt auch deswegen sein Urteil über die maßgeblichen Protagonisten im sich entwickelnden Debakel der 3. Armee so düster aus. Sein unmittelbarer Vorgesetzter, Oberstleutnant von Filz, „machte so gut wie gar nichts; auch späterhin spielte er den großen Herrn, der nur anschaffte und sich um nichts kümmerte.“ (Schinnerer, II, S. 2) Dem Chef der Generalstabsabteilung, Oberstleutnant Anton von Pitreich, weist er einen „großen Teil der Schuld an den vielen Mißerfolgen der 3. Armee“ (Schinnerer, II, S. 2) zu. Schon früher war Schinnerer Pitreichs Leichtsinn bei Übungen aufgefallen; seine nachmalige Tätigkeit (er behielt seine Stellung bis zum Ende des Krieges) beurteilte Schinnerer als „unheilvoll“. Der Armeekommandant war der Kavalleriegeneral Brudermann; auch er steigt bei der Beurteilung nicht sehr gut aus (elegant, liebenswürdig, bei den Untergebenen beliebt, auch ein tüchtiger Reiteroffizier, aber schuld an der Rückständigkeit der Kavallerie an Ausrüstung, Bewaffnung „und der noch unmöglicheren Taktik.“)

„Über die anderen Herren des Stabes ist nicht viel zu sagen, sie waren brave, fleißige Durchschnittsmenschen, alle vom gleichen Schnitt, selbstverständlich durch die Bank Optimisten, mit gründlicher Verachtung des Gegners, Verkenntung unserer Lage und vollständiger Unkenntnis der Zusammenhänge wirtschaftlicher Natur, kurz die richtigen *österreichischen* Offiziere, wie ich sie immer kennengelernt und auch in diesen Blättern bereits geschildert habe.“ (Schinnerer, II, S. 3)

Ausnahmen waren für ihn u. a. seine beiden Freunde von Incze und Wanko, denen er militärische Kenntnisse, Intelligenz, Humor und Pessimismus attestierte.

Schinnerer ist bald überzeugt, dass sich die Hauptmacht der russischen Armee auf die vergleichsweise schwachen Kräfte der 4., 1. und 3. österreichisch-ungarischen Armeen (die 2. war noch nicht eingetroffen) nahe bei und östlich von Lemberg werfen wird.

„Der Einfall der russischen Armee in Ostpreußen machte uns nicht irre, die Hauptkraft mußte gegen uns kommen. Wir waren daher sehr einverstanden mit dem Aufmarsche unserer Armeen am San und waren sehr erstaunt und auch bestürzt, als wir plötzlich vernahmen, daß das *Armeekommando nach Lemberg* und damit auch der ganze *Aufmarsch* bis fast an unsere Grenze *vorgeschoben* wurde. Von soweit vorne den Russen entgegenzutreten zu können [!], waren wir zu schwach, und besondere Sorge hegten wir um unseren rechten Flügel, der nun der Anlehnung an die Karpaten entbehrte und ganz in der Luft hing.“ (Schinnerer, II, S. 7)

Auf dem Weg mit dem Zug nach Lemberg begegnet der Offizier Schinnerer bereits jenem organisatorischen Chaos (Verstopfung, unfähige polnische Beamtschaft), das ständiger Begleiter der k.u.k. Armee auf diesem Kriegsschauplatz werden sollte.

Am 25. August erfährt Schinnerer von seinem Vorgesetzten von Filz, dass die Schlacht östlich von Lemberg unmittelbar bevorstehe, wobei Filz nur mit drei bis



vier russischen Infanteriedivisionen rechnet, deren Abmarsch nach Norden man verhindern müsse. „Ich war starr vor Staunen und Entsetzen über diese unglaubliche Verkenntung der Lage.“ (Schinnerer, II, S. 11) Filz nennt ihn ungnädig bloß einen Schwarzseher und ist, wie die anderen Herren des Armeekommandos, siegesgewisser Stimmung. Bei den darauffolgenden Schlachten von Lemberg (vom 26. August bis zum 2. September 1914) sollte sich Schinnerers Pessimismus in furchtbarer Weise bestätigen. Sein Geschäft war es, den an der Front postierten Einheiten die jeweiligen Befehle zustellen zu lassen; doch binnen Kurzem entstand ein Chaos, in dem niemand mehr wusste, wo sich die Standorte der höheren Kommandos jeweils befanden. Zuerst wurden Kavallerieeinheiten (Divisionen) aufgerieben, ihre Kommandanten erschossen sich, wurden des Befehls enthoben oder „zeigten ihre volle Unfähigkeit“ (Schinnerer, II, S. 12). Tatsächlich waren die russischen Armeen in großer Überzahl angetreten, und es reihte sich Unglück an Unglück.

*„Das III. Korps hatte bei Globogory furchtbare Verluste erlitten, seine heldenhaften Angriffe waren zusammengebrochen, das herrliche Regiment Nr. 27 war fast vollständig aufgerieben worden, das Korps war auf die Höhen westlich Przemysłány zurückgeflutet und dort mühselig zum Stehen gekommen, da die Russen nicht nachgedrängt hatten. Die 22. Division, Feldmarschalleutnant Krauss-Ellislagó, der frühere Vorstand des Operationsbureaus, den ich schon lange als den größten Schwindler und militärischen Hochstapler erkannt hatte, war so durcheinander gekommen, daß der Kommandant sich ergeben wollte und seinen Abteilungen befahl, überall die weiße Fahne aufzustecken.“* (Schinnerer, II, S. 13)

Dieser wurde zwar von seinen Untergebenen seines Kommandos entsetzt, aber die russische Übermacht mit ihrer weit überlegenen Artillerie war, genauso, wie es sich Schinnerer und die anderen „Schwarzseher“ (Schinnerer, II, S. 13) gedacht hatten, über die schwachen österreichischen Kräfte hinweggerollt.

Nun, die alte Armee mit ihren Berufsoffizieren wurde nach dem katastrophalen Beginn durch eine Art „Miliz“ ersetzt, der Krieg noch vier Jahre weitergeführt. Es war auch geostrategisches Pech oder Unvermögen, das zur Niederlage der Mittelmächte führte. Aber so wie Schinnerer in seiner nüchtern-illusionslosen Art erkannte, dass es sehr grundsätzliche Züge oder Mängel im österreichischen Militärhabitus waren, die zur frühen Katastrophe beitrugen, haben es auf ihre Art auch literarische Stimmen deutlich gemacht, welche habituellen Probleme es in der habsburgischen Armee gegeben hat. Fiktionale und nichtfiktionale Quellen ergänzen einander, korrigieren sich wechselseitig und helfen gemeinsam, zu soziologisch brauchbaren Erklärungen für schwierige Probleme zu gelangen. Sie tun es allerdings nicht von sich aus. Zu ihrer Interpretation brauchen wir auch immer theoretische Synthesen, mittels derer wir die oft auch nicht wenig komplexen Beobachtungen von Literaten und Zeitzeugen einordnen können. In ihnen müssen zwangsläufig Emotionen und deren geronnener Ausdruck in einem „Habitus“ vorkommen.

## Literaturverzeichnis

ALLMAYER-BECK, JOHANN CHRISTOPH: Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft. In: Die Habsburger Monarchie 1848–1918. Bd. V: Die bewaffnete Macht. Herausgegeben von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1987, S. 1–141.

BLUMENTHAL, JOHANN HEINRICH: Carl Freiherr Torresani. Sein Leben und Werk. Wien: Bergland Verlag 1957. (= Österreich-Reihe. 30/31.)

CLAUSEWITZ, CARL VON: Vom Kriege. 16. Aufl. Bonn: Dümmler 1952.

DEÁK, ISTVÁN: Der K. (u.)K. Offizier 1848–1918. Ins Deutsche übertragen von Marie-Therese Pitner. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 1991.

EICHTHAL, RUDOLF VON: Der grüne Federbusch. Roman aus Altösterreich. Wien: Kremayr & Scheriau 1979.

ELIAS, NORBERT: Human Beings and their Emotions. In: *Theory, Culture and Society* (1987), Nr. 4, S. 339–361.

ENIS VON ATTER UND IVEAGH, WENZL: Der Ordonnanzhusar Bécseys. In: Unter Habsburg Kriegsbanner. Herausgegeben von Franz Deitl. Bd. 2. Dresden [u. a.]: Pierson 1898, S. 39–41.

FELBERBAUER, FRANZ: Solferino und seine Folgen – Sadowa und Sedan. Eine Untersuchung der Waffenwirkung im Feldzug von 1859 und deren Auswirkung auf die weitere Waffenentwicklung. In: *Österreichische Militärische Zeitschrift* 47 (2009), H. 3, S. 293–304.

KRAUS, KARL: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Teil I. Erster bis dritter Akt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1978.

LERNET-HOLENIA, ALEXANDER: Die Standarte. Berlin: Fischer 1934.

RAUCHENSTEINER, MANFRIED: Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg. 2. Aufl. Graz; Wien; Köln: Styria 1994.

ROTH, JOSEPH: Radetzkymarsch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1957. (= roro-ro. 222.)

ROTHENBERG, GUNTHER ERICH: The Army of Francis Joseph. West Lafayette, Indiana: Purdue University Press 1976.

SAAR, FERDINAND VON: Leutnant Burda. In: Ferdinand von Saar: Novellen aus Österreich. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Karl Wagner. Bd. 2. Wien, München: Deuticke 1998, S. 7–67.

SCHINNERER, PAUL: Erinnerungen aus meinem Leben 1869–1918. Wien: Archiv „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.



SCHNITZLER, ARTHUR: Lieutenant Gustl. 11. Aufl. Berlin: Fischer 1906.

STRATIMIROVIČ, GEORG VON: Was ich erlebte. Erinnerungen von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von seiner Tochter. Wien; Leipzig: Braumüller 1911.

TORRESANI, CARL FREIHERR: Kropatsch, der echte Kavallerist. Ein Charakterbild von Anno dazumal. In: Johann Heinrich Blumenthal: Carl Freiherr Torresani. Sein Leben und Werk. Wien: Bergland 1957. (= Österreich-Reihe. 30/31.) S. 43–87.

TORRESANI, CARL BARON: Die chemische Analyse. In: Carl Baron Torresani: Schwarzgelbe Reitergeschichten. 5., durchges. Aufl. Dresden: Pierson 1906, S. 1–59.

# Habitus und Stimmung Können Soziologen von Schriftstellern lernen?

## Eine devianzsoziologische Studie über Ludwig Thomas *Lausbubengeschichten*

Von Dieter Reicher

### I. Problemstellung und Untersuchungsziel

Die Analyse erzählender Literatur gehört nicht zu den Standards der empirischen Sozialforschung. Eine positivistische Auffassung von „Realität“ spricht solchen Texten nämlich soziologischen Erkenntnisgewinn ab.<sup>1</sup> Hier wird aber argumentiert, dass Schriftsteller in der Regel die bestmöglichen Experten für die Vertextlichung von schwer fassbaren Emotionen sind.<sup>2</sup> Ihre Kunstfertigkeit entspricht auch dem Erkenntnisziel der soziologischen Habitusforschung.<sup>3</sup> Darüber hinaus erzeugt erzählende Literatur in der Regel „Stimmungen“ oder „Atmosphären“. Diese lösen bei den Protagonisten der Geschichten Emotionen aus und besitzen dadurch Handlungsrelevanz. Ein Stimmungskonzept ist in der Soziologie jedoch weitgehend unbekannt. Habitusansätze beschreiben bloß Dispositionen und Haltungen. Sie eignen sich deshalb nicht zur mikrosoziologischen Analyse von Interaktionssituationen, wie etwa von abweichendem Verhalten.<sup>4</sup> Ein bestimmter Habitus macht zwar plausibel, dass etwa mangelnde Selbstkontrolle zu Devianz führt,<sup>5</sup> erklärt jedoch nicht, in welchen

- 
- 1 Vgl. Peter Laslett: The Wrong Way through the Telescope: A Note on Literary Evidence in Sociology and in Historical Sociology. In: *British Journal of Sociology* 27 (1976), Nr. 3, S. 319–342.
  - 2 Vgl. Helmut Kuzmics und Gerald Mozetič: *Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Konstanz: UVK 2003. (= *Theorie und Methode. Sozialwissenschaften*.) S. 292–297.
  - 3 Vgl. Marcel Mauss: *Soziologie und Anthropologie. Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellungen, Körpertechniken, Begriff der Person*. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Bd. 2. Frankfurt am Main: Fischer 1989. (= *Fischer Taschenbücher*. 7432.) S. 199–205; Norbert Elias: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= *suhrkamp taschenbuch wissenschaft*. 1008.) S. 27–29; Beate Kraus und Gunter Gebauer: *Habitus*. Bielefeld: Transcript 2002. (= *Einsichten. Themen der Soziologie*.)
  - 4 Vgl. Randall Collins: *Interaction Ritual Chains*. Includes bibliographical references and index. Princeton; Oxford: Princeton University Press 2004. (= *Princeton studies in cultural sociology*.)
  - 5 Michael R. Gottfredson und Travis Hirschi: *A General Theory of Crime*. Stanford: Stanford University Press 1990.



Situationen diese auftritt. Hier könnte das Stimmungskonzept als Ergänzung zum Habitusansatz Verwendung finden.

Das empirische Untersuchungsmaterial dieser Arbeit stellen die *Lausbubengeschichten* von Ludwig Thoma dar. Diese thematisieren nämlich hauptsächlich abweichendes Verhalten in Form von Autoritätskonflikten und Jugenddevianz auf satirische Art. Das Ziel dieser Arbeit besteht darin, zu untersuchen, wie der Schriftsteller durch Habituskomponenten und Stimmungsbilder eine plausible Darstellung von abweichendem Verhalten erzeugt, die auch erkenntnistheoretische Relevanz für die Soziologie besitzt.

## II. Methodologische Anmerkungen

Die Literatursprache mit ihrem metaphorischen und metonymischen Aufbau enthält „versteckte“ Gefühlsstrukturen. Diese können allerdings nicht durch gewöhnliche Inhaltsanalysen erhoben werden, weil dadurch rhetorische Figuren zu bloß propositionalen Inhalten reduziert werden.<sup>6</sup> Rhetorische Figuren der Übertreibung oder der Ironie sind jedoch häufig verwendete Stilmittel in den *Lausbubengeschichten*. Eine Humoreske kann daher nicht als objektive Schilderung wahrer Begebenheiten im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung gelesen werden. Obwohl Thoma die Geschichten als autobiographisch bezeichnete,<sup>7</sup> verzerrt die satirische Intention bewusst Charaktere und Handlungsabläufe, um Heuchelei und Scheinmoral zu entlarven.<sup>8</sup> Die Verwendung literarischer Übertreibungs-, Verzerrungs- und Verdichtungstechniken stellt jedoch kein grundsätzlich epistemologisches Problem dar, solange die dazugehörigen Gefühlskomponenten auch miterhoben werden, die Bestandteil von Habitus und Stimmung sind.

Da das Untersuchungsziel dieser Arbeit nicht darin besteht, Erkenntnisse über Jugenddevianz oder Schulprobleme vor hundert Jahren zu gewinnen, stellt sich auch nicht die Frage der Repräsentanz der Quelle. Im Prinzip könnte auch andere Schulliteratur für diese Zwecke Verwendung finden. Nur würden eben auch andere Emotionen, Charaktere, Stimmungen und schriftstellerische Techniken erhoben

---

6 Vgl. George Lakoff und Mark Johnson: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Aus dem Amerikanischen von Astrid Hildenbrand. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag 1997. (= Kommunikationswissenschaften.); Rudolf Schmitt: *Methode und Subjektivität in der Systematischen Metaphernanalyse*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social research* Bd./Vol. 4 (2003), Nr. 3. Online: <http://www.binder.ph-karlsruhe.de/04.metaph/lekt+lit/schmitt03.metaphernanalyse.pdf> [Stand 2010-04-06].

7 Vgl. Fritz Heinle: *Ludwig Thoma. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Hamburg: Rowohlt 1985. (= Rowohlt's Monographien. 80.) S. 18–25.

8 Mit einer ganz ähnlichen literarischen Technik der Übertreibung arbeitete Wilhelm Busch in *Max und Moritz*, wo die Strafe für Max und Moritz derart drakonisch ausfällt, dass sie ein düsteres Sittenbild der Erwachsenenwelt hinterlässt.



werden. In Juli Zehs Roman *Spieltrieb* sind etwa Zynismus und Nihilismus wichtige Grundstimmungen und Sexualität eine beschriebene Devianzform. Die *Lausbubengeschichten* unterscheiden sich deutlich von modernen Schulromanen. Sie sind vielleicht nicht einmal typisch für das Genre der Schulhumoreske ihrer Zeit. Die Grundmotive ähneln jedoch denen von Ernst Ecksteins *Besuch im Karzer* (1875), Hans Reimanns und Heinrich Spoerls *Die Feuerzangenbowle* (1933) oder Alexander Spoers *Memoiren eines mittelmäßigen Schülers* (1950). Das schwarzhumorige Element findet sich bereits bei *Max und Moritz*, die Motive der antipreußischen und antikatholischen Haltung bei Frank Wedekind oder Oskar Panizza.<sup>9</sup> Aber hier stehen nicht Werk- und Genregeschichte im Fokus der Aufmerksamkeit.

Die *Lausbubengeschichten* bestehen aus zwölf chronologisch zusammenhängenden Kapiteln und umfassen zwei Jahre im Leben des jungen Ludwig. Jedes Kapitel beschreibt einen Lausbubenstreich und mehrere Autoritätskonflikte. Die Streiche Ludwigs verbinden konfliktartig Bewohner einer kleinen Gemeinde miteinander (Mutter, Schwester, Schwager, Lehrer, Schuldirektor, Nachbarn, Bauer, Onkel und Pfarrer) und offenbaren herrschende Autoritätsstrukturen. Streiche werden als geplante und gewaltlose Aktionen, mit dem Ziel erwachsene Autoritäten lächerlich zu machen, dargestellt. In vielen Fällen handelt es sich dabei um Angriffe auf Autoritätssymbole und um Aktionen der „Entweihung“ (z. B. heimliche Beschädigung der Statue des Heiligen Aloysius, durch welche der Pfarrer zum Gegenstand von Gespött wird). Insgesamt wurden von mir sieben Streiche und 19 individuelle Konflikte gezählt. Sieben Konflikte wiederum stehen ganz allein für sich, ohne dass sie weitere Konflikte provozieren oder auf vorhergehenden Konflikten aufbauen. 12 der 19 Konflikte stehen jedoch mit vorhergehenden oder folgenden Konflikten in einem direkten Zusammenhang und bilden übergreifende Konfliktketten (insgesamt gibt es vier Konfliktketten).

Konflikteinheiten grenzen sich klar untereinander ab, werden als „zentrierte Interaktionen“<sup>10</sup> oder „Interaktionsrituale“<sup>11</sup> verstanden. Sie besitzen folgende Merkmale:<sup>12</sup> 1) körperliche Anwesenheit der Interaktionsteilnehmer, 2) gegenseitiges Bewusstsein der Anwesenheit des jeweils anderen, 3) geteiltes Augenmerk auf eine Sache, Handlung oder Person, 4) geteilte emotionale Stimmung, 5) rhythmische Koordination und Synchronisation von Gesprächen und nonverbalen Gestiken, 6) symbolische Repräsentation von geteilter Aufmerksamkeit und Stimmung

9 Vgl. Helmut Ahrens: Ludwig Thoma. Sein Leben, sein Werk, seine Zeit. Pfaffenhofen: Ludwig 1983. S. 283; Heinle, Ludwig Thoma, S. 63.

10 Vgl. Erving Goffman: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer. München: Piper 1969. (= Piper Studienausgabe.)

11 Vgl. Collins, Interaction Ritual Chains.

12 Vgl. Jonathan H. Turner and Jan E. Stets: The Sociology of Emotions. Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press 2005.



mit Worten, Objekten oder Ideen und 7) Gefühl der Rechtschaffenheit dieser Symbole. Jede Konflikteinheit wurde mit Hilfe eines Erhebungsbogens nach mehrmaligem Lesen auf standardisierte Art und Weise analysiert. Auf dem Erhebungsbogen wurden Konfliktzusammenhänge, beteiligte Personen, Beschreibung des Konfliktumfeldes und Konfliktablaufes, vorherrschende Stimmung, Beschreibung der Tat, Reaktionen auf die Tat und Gefühlssequenzen während des Konfliktablaufes erhoben.

### III. Habitus

Hier ist nicht der Ort, die Unterschiede der Habituskonzepte in der Soziologie zu diskutieren. Gemeinsam haben diese Vorstellungen jedoch, dass kulturell erworbene Verhaltens-, Gefühls-, Bewertungs- und Denkstrukturen zu einer zweiten Natur von Individuen geworden sind, die sich in irgendeiner Weise körperlich niederschlägt (und dadurch direkt ablesbar wird). Der Habitus ist nach Bourdieu und Wacquant das „Körper gewordene Soziale“.<sup>13</sup> Hinsichtlich der Fragestellung dieser Arbeit sind hier vor allem Affektkontrolle und Zügelung spontaner Angriffslust als Komponenten des Habitus der Konfliktparteien von besonderem Belang.<sup>14</sup>

#### 1. Lausbubenhaftigkeit und Bravheit als habitualisierte Formen von Devianz und Konformität

Devianz, Konformität und soziale Kontrolle treten in den *Lausbubengeschichten* als habitualisierte Verhaltensformen in Erscheinung. Die Konzepte „Konformität“ und „Devianz“ haben ihren Ursprung in der Rollentheorie. Sie beschreiben kognitiv verankerte Verhaltenserwartungen in Bezug auf Norm- und Wertfestlegungen.<sup>15</sup> Konformität und Devianz entsprechen in den *Lausbubengeschichten* jedoch eintrainierten und situationsadäquaten Haltungen des Sich-Fügens oder des lustvollen, spontanen Durchbrechens von Verboten. Das heißt, Devianz tritt nicht immer als bewusste Normübertretung zutage, die einen kognitiv bestimmten und reflexiven Prozess voraussetzt. Wichtig in der Darstellung sind jedoch die Dimensionen Körperhaltung, Sprache und Affektkontrolle. Die *Lausbubengeschichten* zeigen aber auch, dass konformes und abweichendes Verhalten einen unlösbaren und emotional bestimmten Zusammenhang mit den Formen der sozialen Kontrolle bildet. Das Sanktionsver-

13 Kraus/Gebauer, Habitus, S. 5.

14 Vgl. Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Zivilisation. 19. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 159.) S. 351–369.

15 Vgl. Siegfried Lamnek: Theorien abweichenden Verhaltens. Eine Einführung für Soziologen, Psychologen, Pädagogen, Juristen, Politologen, Kommunikationswissenschaftler und Sozialarbeiter. 7. Aufl. München: UTB 2001. (= UTB für Wissenschaft. Uni-Taschenbücher. 740.) S. 11–16.

halten der Autoritäten ist nicht nur als Reaktion auf Devianz zu verstehen<sup>16</sup>. Sanktionsverhalten und Devianz bzw. Konformität bilden Bindungsgeflechte, bestehend aus habitualisierten Verhaltensweisen.

Die Jugenddevianz, die in den *Lausbubengeschichten* beschrieben ist, wird unmittelbar mit einem bestimmten autoritär-paternalistischen Sanktionsverhalten in Verbindung gebracht. Dem Lausbubenstreich folgen eine Läuterungs- und Unterwerfungphase und die Wiedereingliederung des Jugendlichen in die ehrenwerte Gesellschaft der kleinen Gemeinde. Es findet also eine Reintegration über Techniken der Beschämung statt.<sup>17</sup> Die Lausbubenhaftigkeit als Habitus des abweichenden Verhaltens kann nur in diesem Kontext der Reintegration verstanden werden. Sie unterscheidet sich somit von vielen modernen Formen der Jugenddevianz in der Schule, denen in der Regel rechtliche oder formale Konsequenzen folgen. Als etwa Ludwig den Religionslehrer Falkenberg mit Kreide beschmiert, wird zunächst mit Schulausschluss (formale Sanktion) gedroht. Ludwigs Klassenlehrer Gruber – dieser darf mit dem verstorbenen Vater einmal auf eine prestigereiche Jagd mitgehen – kann jedoch den Ausschluss verhindern. Er stellt die Tat als bloßen Übermut dar und bittet die Mutter, dem Buben „ein paar herunterhauen“ zu dürfen.<sup>18</sup> Auch wenn die Streiche Ludwigs selbst dem Lehrer Gruber nicht gefallen mögen, so ist doch die enge Bindung zur Familie, das ehemalige Abhängigkeits- und Dankbarkeitsverhältnis zum Vater, für die Milde verantwortlich. In einem solchen Verhältnis der relativen Gebundenheit von Autoritäten an Familienmitglieder der Lausbuben fallen deren Streiche auf einen fruchtbaren Boden. Zum einen verhindert die Gebundenheit die Aktivierung formaler Strafen (die schwer wieder rückgängig zu machen sind), und zum anderen erlaubt die familiäre Verbindung dem Lausbuben einen Blick in das private Leben der Autorität (einen Blick hinter die Bühne), die somit auch der Verletzbarkeit gegenüber dem Lausbuben ausgesetzt wird.

Ludwig ist durch Frechheit und Streiche ein „Mehrfachtäter“, der auch zahlreiche Abstempelungen zum Außenseiter, als „hoffnungsloser“ Fall oder schlimmes Kind über sich ergehen lassen muss, ohne dass er jemals einen Prozess der sekundären Devianz durchläuft<sup>19</sup>. So will ihn etwa sein ehemaliger Professor und Schwager (!) „zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft machen“ (Thoma, S. 56). Seine verhassten Tanten Frieda und Fanny stempeln Ludwig als „verkommen“ ab und bemerken kritisch in Richtung der Mutter: „Das ist der Fluch der milden Erziehung“ (Thoma, S. 78). Die informelle Struktur von sozialer Kontrolle, in die Ludwig eingebettet

16 Vgl. ebenda, S. 216–236.

17 Vgl. John Braithwaite: *Crime, Shame and Reintegration*. Cambridge: Cambridge University Press 1989.

18 Vgl. Ludwig Thoma: *Lausbubengeschichten. Tante Frida*. Mit Illustrationen von Olaf Gulbransson und einem Nachwort von Walter Schmitz. Stuttgart: Reclam 1993. (= Universal-Bibliothek. 8883.) S. 30. Im Folgenden als Fließtextzitat.

19 Vgl. Lamnek, *Theorien abweichenden Verhaltens*, S. 220.



ist, verhindert jedoch stets den endgültigen Ausschluss aus der ehrenwerten Gesellschaft von Familie und Dorf.

Frechheiten in Form von frechen Antworten oder vorlauten Bemerkungen spiegeln den Lausbubenhabitus besonders gut wider. Die Eigenschaft „frech“ stellt keine objektive Kategorie dar. Hier werden daher nur „freche Antworten“, also solche gezählt, die von den beteiligten Autoritäten als frech angesehen und vom Schriftsteller als bewusste Frechheiten entworfen wurden (damit erst die Satire möglich wird). Die Frechheit der Streiche unterscheiden sich von der Frechheit vorlauter Antworten in einem wichtigen Punkt. Beide rufen zwar spontane Gefühle als Reaktion hervor; Streiche haben jedoch eine geplante Dimension, wohingegen andere Arten der lausbübischen Frechheit keine derartig geplante Phase kennen. Hier folgen, wie bereits dargestellt, unmittelbar nach der Reizung (Auslösegefühl) Ausführung und Reaktion. Die Durchführung von Streichen benötigt Aufwand, Disziplin und Selbstüberwindung. Folgt ein Streich, so legt der junge Ludwig im Moment der Reizung ein wesentlich höheres Ausmaß an Selbstbeherrschung an den Tag (er „schluckt den Ärger hinunter“), um sich hinterher geplant rächen zu können. Zwar mangelt es dem jungen Ludwig bei Situationen, die Brav-Sein erfordern (z. B. brav Lernen für die Schule) am sichtbaren Willen zur Selbstaufgabe und Überwindung, dafür nimmt er für seine Streiche umso mehr Strapazen und Nachteile in Kauf (die meisten Streiche werden schließlich von den Autoritäten gesühnt).

Bravheit wiederum ist eine spezifische Form von habitualisierter Konformität. Bravheit bedeutet mehr als Gehorsam. So, wie der Lausbub anmaßendes Verhalten oder Frechheiten an den Tag legt, so bemüht sich der Brave um demütiges oder ehrerbietiges Verhalten im Kontext von asymmetrischen Machtbeziehungen. Bravheit ist somit eine spezifische Form von Goffmans Artigkeit („demeanor“) und Ehrerbietung („deference“), umgemünzt auf die Verhältnisse einer ständisch geschichteten sozialen Welt der Ungleichheit von Status. Sie setzt den patriachalen Haushalt ebenso voraus, wie die dörfliche Honoratiorengesellschaft, die durch die Herrschaft bestimmter Funktionsträger wie Bürgermeister, Lehrer, Pfarrer etc. bestimmt ist. In einer solchen „autoritären“ oder „patrimonialen“ Struktur können sich im sozialen Umgang Statushöhere (Erwachsene, wichtige Funktionsträger im Dorf, Männer) mehr erlauben als Statusniedrigere (Kinder, Schüler, Frauen). Sie haben, aus der Perspektive der Zivilisationstheorie, mehr Freiräume, ihren spontanen Impulsen Raum zu lassen, wohingegen Statusniedrigere angehalten sind, ihre Affekte (wie zum Beispiel Angriffslust) zu zügeln. Daher bedeutet Bravheit auch eine Form von äußerer Unterwerfung und ist keine innere Gewissensfrage. Gerade der Lausbub Ludwig versteht aufgrund seiner nicht-braven und daher nicht-naiven Haltung, die Spielregeln der Honoratiorengesellschaft besonders machiavellistisch zu gebrauchen. Zum Beispiel wird er einmal (richtigerweise) verdächtigt, die Fensterscheiben im Privathaus des Rektors eingeschlagen und dadurch mutwillig ein Bild beschädigt zu haben. Er wird dazu vom Religionslehrer und Rektor der Schule unter Meineid befragt. Der Rektor

„führte mich zum Tische, vor die Kerzen hin, und sagte furchtbar feierlich: ‚Nun frage ich dich vor diesen brennenden Lichtern. Du kennst die schrecklichen Folgen des Meineides vom Religionsunterrichte. Ich frage dich: Hast du den Stein hereingeworfen? Ja – oder nein?‘ ‚Ich habe doch gar keinen Stein nicht hineingeschmißen‘, sagte ich. ‚Antworte ja – oder nein, im Namen alles Heiligen!‘ ‚Nein‘, sagte ich. Der Religionslehrer zuckte die Achseln und sagte: ‚Nun war er es doch nicht. Der Schein trägt.‘ Ich bin recht froh, daß ich gelogen habe und nichts eingestand, daß ich am Sonntagabend den Stein hineinschmiß, wo ich wußte, daß das Bild war. Denn ich hätte meine Lage nicht verbessert und wäre davongejagt worden. Das sagte der Direktor bloß so. Aber ich bin nicht so dumm.“ (Thoma, S. 24)

Die Struktur der Bravheit lässt also jene ungeschoren, die auch nur den äußeren Schein des Brav-Seins erwecken. Sie funktioniert daher nur dort, wo die meisten tatsächlich brav sind (inklusive der Autoritäten), also wo ein gewisser Grad an Nativität vorherrscht. In der Struktur von Bravheit und Lausbubenstreichen gibt es aber auch eine stillschweigende Übereinkunft über die Diskrepanz zwischen äußerem Verhalten und innerer Einstellung bzw. der Gefühlswelt. Thoma bringt gerade diese Diskrepanz zum Vorschein. Er entwirft somit auch eine Kritik an vormodernen (katholischen) Konformitätsstrukturen, die noch keine Abstimmung innerer Verfasstheit und äußeren Verhaltens kennen, sondern bloß rituelle Unterwerfungsgesten. Brav-Sein bedeutet daher nicht die Verinnerlichung der Regeln, sodass diese wie selbstverständlich oder moralisch verpflichtend empfunden würden. Es bedeutet vielmehr das redliche Bemühen, gewissen Standards zu entsprechen, wobei die wahre Einstellung zu diesen Standards als nicht wichtig erachtet wird. Selbstkontrolle ist dabei die Technik. Der Lausbub ist daher frech oder schlimm, weil er sich eben nicht bemüht, den Standards einer strapaziösen Lebensführung in gewissen Bereichen zu entsprechen.

Ludwig kann natürlich weder an der Herrschaft der Erwachsenen etwas ändern, noch steht ihm in irgendeiner Weise eine Form von Jugend-, Gegen- oder Subkultur im heutigen Sinne als Rückzugsmöglichkeit zur Verfügung. Bloßes Brav-Sein oder eben Lausbubenstreiche bleiben als dürftige Optionen übrig. Lausbuben können aber Kraft ihrer Streiche ein Stück Ehre zurückgewinnen, in dem sie für einen kurzen Moment das Statussystem der Erwachsenen erschüttern. Sie geben dieses der Lächerlichkeit preis, indem sie die Diskrepanz zwischen wirklich gefühlter Innenwelt und nach außen präsentierendem Standesdünkel entlarven. Diese Diskrepanz schließt auch die Mühsal eines strapaziösen Bildungsethos ein. Ein hoher Grad an Selbstkontrolle in der Welt der Schule und der humanistischen Bildung ermöglicht diese Diskrepanz zu überbrücken, was freilich in einem steifen, formellen und lustfreien öffentlichen Leben gipfelt. Zügellosigkeit und mangelnde Selbstkontrolle in diesen Bereichen werden daher als Gefahr erachtet, die die mühevoll aufgebaute Ordnung zu zerstören drohen. Lausbuben erwarten sich weder eine prinzipielle Gleichstellung noch Umdrehung der Ordnung. Ihre Streiche lösen jedoch Ängste vor Kontrollverlust bei den Erwachsenen aus. Als Ludwig und sein Freund Fritz z. B. etwa mit



dem Zug nach Hause fahren, dabei Zigarren rauchen und Biergläser aus dem Zug werfen, lässt Thoma einen Passagier zornig sagen: „Das sind die Burschen, aus denen man die Anarchisten macht“ (Thoma, S. 96).

## 2. Affektkontrolle im Konfliktverhalten

Die Konfliktmuster sind durch spontane Reaktionsformen Ludwigs und der Autoritäten gekennzeichnet. Selbstkontrolliertes Verhalten wird zwar als Tugend von Jugendlichen eingefordert, insofern sie Bravheit erzeugt. Autoritäten zeigen allerdings selten affektkontrolliertes Verhalten, sondern Zorn, Wut, Abscheu, Abneigung, Bedrohung und Entsetzen. Autoritäten reagieren nur unter spezifischen Bedingungen auf Ludwigs rebellisches Verhalten überlegt und selbstkontrolliert. Nur manchmal folgen formale Strafen wie etwa „Nachsitzen“. Als zum Beispiel Ludwig dem Religionslehrer Falkenberg Kreide auf das Priesterkleid schmiert, ist dessen Reaktion darauf zunächst ausschließlich durch spontane Emotionen bestimmt.

„Der Falkenberg ist ganz weiß geworden im Gesicht und ist schnell auf mich hergegangen. Ich habe gemeint, jetzt krieg’ ich eine hinein, aber er hat sich vor mich hingestellt und die Augen zugezwickt.

Dann hat er gesagt: ‚Armer Verlorener! Ich habe immer Nachsicht gegen dich geübt, aber ein rüdiges Schaf darf nicht die ganze Herde anstecken.‘“ (Thoma, S. 30)

Die Frechheit Ludwigs löst bei Falkenberg zunächst eine spontane emotionale Reaktion aus, die im Text mit „Weiß-Werden im Gesicht“ und „schnellen Schritten“ kodiert wird. Erst nachdem der Religionslehrer die Selbstkontrolle wieder erlangt hat – also sich nicht durch seine Gefühle zur Gewalttätigkeit hat treiben lassen (dieser Selbstbeherrschungsprozess wird durch das Augen-Zuzwinkern symbolisiert) –, folgt eine bewusst begründete Verteufelung Ludwigs. Dieser wird von Falkenberg nämlich als „rüdiges Schaf“ bezeichnet, das auf alle anderen Schafe schlechten Einfluss ausübe. Die Metapher des Schafes weist auch auf Falkenbergs autoritär-katholisches Gesellschaftsbild hin, denn eine Herde braucht einen (guten) Hirten. Seine Verspottung durch Ludwig sei daher auch eine Gefahr für alle anderen Schafe, denn sie unterminiere deren Glauben an die rechte Ordnung. Weniger Selbstkontrolle beweist der Bauer Rafenauer, als er auf dessen Grundstück Ludwig und den eigentlich unschuldigen Arthur bei einer gefährlichen Sprengungsaktion erwischt (Ludwig sprengt das Spielzeugdampfschiff des braven Arthur). Ludwig kann Rafenauer entfliehen, der brave und daher etwas naive Arthur gerät jedoch in Rafenauers Fänge. Dieser schimpft:

„Hab ich enk, ihr Saububen, Ihr miserablen!‘ [...] Der Arthur ist stehengeblieben, und der Rafenauer hat ihm die Ohrfeige gegeben. Er ist furchtbar grob.

Und er hat immer geschrien: ‚De Saububen zünden noch mein Haus o. Und meine Äpfel stehlen’s, und mei Haus sprengen’s in d’Luft!‘



Er hat ihm jedes Mal eine Watschen gegeben, dass es geknallt hat.“ (Thoma, S. 89)

Thoma stattet in dieser Geschichte den Bauern Rafenauer mit geringerer Affektkontrolle aus als den Religionslehrer. Daher gestaltet sich die Art der Konfliktaustragung in dieser bäuerlichen Welt anders als in der Lateinschule oder in Ludwigs Familien- und Verwandtenkreis. Arthur, die Hauptfigur des Kapitels „Der vornehme Knabe“, Sohn von feinen, aus Preußen zugezogenen Leuten, hat keine Ahnung von Lausbubenstreichen und der bäuerlichen Welt Südbayerns. Deshalb bleibt er auch wehrlos stehen und lässt sich regungslos von Rafenauer schlagen.

Die untere Tabelle gibt über das Verhältnis von affektkontrollierten und affektenthemmten Reaktionen Aufschluss. Hier wurden zunächst einmal bloß solche Reaktionsformen gezählt, die unmittelbar während einer Auseinandersetzung erfolgen. Lausbubenstriche sind dagegen stark verzögerte Aktionen. Die hier gezählten Reaktionsformen weisen somit alle aufgrund ihrer Unmittelbarkeit Spontaneität auf. Im Gegensatz zu spontanen Emotionen und Gewalt besitzen verbale Reaktionsformen jedoch ein größeres Ausmaß von Affektkontrolle, weil unmittelbar körperliche Impulse in sprachliche Aggression umgewandelt werden. Die Zählung von Reaktionsformen beruht aufgrund des empirischen Ausgangsmaterials auf der Interpretation ihrer schriftlichen Kodierungen. Verbale und gewalttätige Reaktionsformen können somit eindeutig identifiziert werden. Die Zählung von Emotionen ist jedoch schwieriger. In wenigen Fällen wird die entsprechende Emotion direkt erwähnt, z. B. durch die Benutzung der Worte „Weinen“ oder „Traurigkeit“. In den meisten Fällen jedoch muss indirekt auf den jeweiligen emotionalen Zustand geschlossen werden, wenn zum Beispiel ein Lehrer „rot“ oder „weiß“ im Gesicht wird, wird dies als Hinweis für Ärger/Wut/Zorn gewertet (ohne freilich näher auf die Unterschiede dieser drei Emotionen einzugehen). Die Tabelle zeigt, dass sich spontane und verbale Reaktionsformen bei Ludwig ungefähr die Waage halten (mit einem leichten Überhang an verbalen Reaktionsformen). Autoritäten hingegen zeigen ein deutliches Übergewicht an affektenthemmten Reaktionen (dieses ungleiche Verhältnis wird durch die zwei gewalttätigen Reaktionen noch stärker betont). Der Autor verdeutlicht durch die Unkontrolliertheit von Lehrern und anderen Erwachsenen deren moralisches Defizit, da ihre Regeln offenbar nicht anders als mit unreflektierter Affektivität zu verteidigen sind. Dies wird durch die Dominanz der Emotionsfamilie Ärger/Wut/Zorn und das häufige Auftreten von Schamgefühlen verdeutlicht. Dieses Ergebnis unterstreicht auch den oben unterstellten Zusammenhang zwischen den Emotionen Schamgefühl und Wut (der in bestimmten Fällen sogar in Gewalt umschlägt). Die Überlegenheit Ludwigs wird durch das relativ häufige Auftreten von kontrollierten Reaktionen dargestellt („cool“ bleiben). Dieser Eindruck verstärkt sich zusätzlich, wenn man seine Lausbubenstriche als Formen von noch stärker affektkontrollierten Handeln hinzurechnet.



Tabelle: Unmittelbare Reaktionsformen während der Konflikteinheiten<sup>20</sup>

Reaktionsformen		Ludwig (25)	Autoritäten (44)
spontane Emotionen	Ärger / Wut / Zorn	5	12
	Übermut / Enthusiasmus	2	0
	Schamgefühl	0	7
	Weinen / Traurigkeit	1	5
	Lachen / Freude	0	1
sonstige	verbal	10	16
	Gewalt	0	2
	keine Reaktionsform	7	1

## IV. Stimmungen

### 1. Das Konzept der Stimmung in Literatur- und Sozialwissenschaft

Die Schwäche der Habituskonzepte liegt darin, mikrosoziologische Situationen nicht gut fassen zu können.<sup>21</sup> Theorien des Habitus fokussieren auf den Körper und nicht auf Interaktionen. Das heißt, sie erklären nicht den Wandel der Emotionalität von Individuen im Zuge einer bestimmten Interaktion (z. B. den Auf- oder Abbau von Selbstvertrauen) und deren Bedeutung für Handlungsmotivationen in einer darauf folgenden Situation. Ein Schriftsteller muss jedoch, um in einer Erzählung eine konsistent verständliche Dramaturgie zu entwerfen, literarisch aufgebaute emotionale Zustände innerhalb abgeschlossener Handlungsverläufe in andere, anschließende Handlungsverläufe übertragen. Gefühle, die in vorigen Szenen eine wichtige Rolle spielten, müssen in einem späteren Plot latent vorhanden sein, bevor sein Handlungsablauf startet. Dazu werden „Stimmungen“ oder „Atmosphären“ literarisch erzeugt. Das Konzept der „Stimmung“ ist in der modernen Literaturwissenschaft fast in Vergessenheit geraten.<sup>22</sup> Dennoch meinen einige, dass die meisten nicht-professionellen Leser erst durch „Stimmungen“ oder „Stimmungsbilder“ für

20 Anmerkungen zu Tabelle 1: Insgesamt wurden 19 Konflikteinheiten ausgewertet. Die Tabelle gibt die Anzahl der Konflikteinheiten an, in der mindestens eine Affektkategorie aufgetreten ist. Pro Konflikteinheiten können auch mehrere Kategorien von Reaktionsformen auftreten.

21 Vgl. Collins, *Interaction Chain Rituals*, S. 132.

22 Vgl. David Wellbery: *Stimmung*. In: *Ästhetische Grundbegriffe*. Herausgegeben von Karl-Heinz Barck [u. a.]. Bd. 5: Postmoderne bis Synästhesie. Stuttgart; Weimar: Metzler 2003, S. 703–733; Thomas Pfau: *Romantic Moods. Paranoia, Trauma, and Melancholy, 1790–1840*. Baltimore: John Hopkins University Press 2005, S. 33f. Zur Raumwahrnehmung in der Ästhetik siehe: Hermann Schmitz: *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. Ostfildern vor Stuttgart: Ed. Tertium 1998. (= Arcaden.)

literarische Texte Faszination entwickeln.<sup>23</sup> Schriftsteller verwenden offenbar verschiedene Techniken zur Erzeugung von Stimmungen. Sie können entweder semantischer (z. B. Beschreibung des Wetters und der Landschaft) oder sprachrhythmischer Natur sein.

Die Psychologie versteht unter Stimmungen länger anhaltende emotionale Zustände, die weniger spezifisch und intensiver als Emotionen sind.<sup>24</sup> In der Literatur beschreiben „Stimmungen“ bestimmte ästhetische Kategorien, deren Wirkung über ihre psychologische Definition hinausreichen. Interessanterweise bildet der Begriff der Stimmung ähnlich wie der des Habitus eine Schnittstelle zwischen Objektivität oder sozialer Welt und Subjektivität oder Individuum. Während die Konzepte von Habitus zwischen sozialen Strukturen und der Persönlichkeit vermitteln, mit dem Ziel, die Dualität zwischen Gesellschaft und Individuum aufzuheben, verbinden Stimmungen individuell Gefühltes und allgemein gültige Geschmacks- und Empfindungsurteile. Stimmungen erzeugen kollektives Einheitsempfinden, also Empfindungen, die sich von Individuum zu Individuum übertragen lassen, ohne dass Gefühlsqualitäten verloren gingen. Dieses Einheitsempfinden ist historisch und gesellschaftlich im Wandel und nicht universell, wie die Idealisten Kant oder Schiller glaubten.<sup>25</sup> Kant meinte, dass Geschmacksurteile und Erkenntnis ohne eine „Stimmung der Erkenntniskräfte“, die auf einem Gemeinsinn (*sensus communis*) beruht, nicht mitteilbar seien (Kant: § 21). Eine derartige Stimmung sei kein „Privatgefühl“ sondern ein „gemeinschaftliches“ (Kant: § 22). Schiller (20.-22. Brief) sah in einer „mittleren“ oder „ästhetischen Stimmung“ jenen Zustand, in dem Menschen am besten Gefühl und Vernunft zu einem harmonischen Gesamtzustand (z. B. Schönheit oder Erhabenheit) vereinbaren können. In der Romantik wandelt sich die Auffassung von „Stimmung“ vom Einheitsempfinden zum schwer fassbaren Zustand. Nietzsche wiederum sah im Rauschzustand den ästhetischen Zustand am besten herbeigeführt. In Anschluss an Heidegger hat Bollnow „Grundstimmungen“ wie Angst, Ekstase oder Glück analysiert.<sup>26</sup> Er meint, dass Stimmungen Gefühle seien, die in bestimmten Situationen von anderen Menschen potentiell „geteilt“ werden.

23 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: Stimmung in der Literatur. Strom ohne Ursprung. In: FAZ. NET/Feuilleton Geisteswissenschaften vom 1. Juli 2007.

24 Vgl. Elke Döring-Seipel: Stimmung und Körperhaltung. Eine experimentelle Studie. München: Beltz Psychologie Verlags Union 1996. (= Fortschritte der psychologischen Forschung, 34.) [Vorher: Kassel, Univ., Diss. 1995 u. d. T.: Der Einfluß von manipulierten Körperhaltungen auf dysphorische Stimmungen.]

25 Vgl. Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. Mit einer Einleitung und Bibliographie herausgegeben von Heiner F. Klemme. Mit Sachanmerkungen von Piero Giordanetti. Hamburg: Meiner 2001. (= Philosophische Bibliothek, 507); Friedrich Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Mit den Augustenburger Briefen. Herausgegeben von Klaus L. Berghahn. Stuttgart: Reclam 2000. (= Universal-Bibliothek, 18062.)

26 Vgl. Otto Friedrich Bollnow: Das Wesen der Stimmung. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 1988.



Viele können also das Gleiche oder sehr Ähnliches im selben Augenblick fühlen. Stimmungen breiten sich aus und „infizieren“ andere. Stimmungen „liegen in der Luft“ oder „herrschen vor“, wenn man einen Raum betritt. Daher bewegen Stimmungen den Neuankömmling zur Konformität und synchronisieren im Sinne Collins' Handeln, Sprechen, Fühlen. Bloch meint, Stimmungen treten besonders gut zu Tage, wenn Menschen in ein harmonisches Verhältnis zu anderen Menschen, zur Natur und sonstigen Umwelt treten.<sup>27</sup> Diese Harmonie kann so weit gehen, dass diese Menschen sich vereint mit der äußeren Welt fühlen und glauben, die Grenzen nach außen seien verschwunden. Wenn Menschen in Harmonie Stimmungen teilen, dann koordinieren sie Gestik, Schrittweite, Kommunikationsstil, Atmung und Grad von Aufmerksamkeit. Diese harmonische Abstimmung lässt sich bei Liebespaaren, paradierenden Soldaten, Tänzern, Synchronschwimmern, singenden Fußballfans oder angeregt diskutierenden Menschen besonders gut beobachten. Dabei entsteht bei allen Teilnehmern des Synchronisationsaktes ein besonderes Gefühl des Flusses,<sup>28</sup> der Leichtigkeit, der Stärke und eines besonderen Raum- und Zeitverständnisses. Wenn allerdings Aufruhr oder unerträgliche Spannung „in der Luft hängt“ oder eine „verpestete Atmosphäre vorherrscht“, dann verhalten sich die Menschen disharmonisch (alle laufen durcheinander, starren in verschiedene Richtungen etc.).

Für viele Stimmungen gibt es allerdings nicht einmal sprachliche Bezeichnungen. Die Alltagssprache kennt nur bestimmte Begriffe, wie etwa „gereizt“, „ruhig“, „entspannt“, „schwebend“, „anregend“. Stimmungen werden jedoch oft durch rhetorische Figuren umschrieben: z. B. „Streit liegt in der Luft“ oder „das soziale Klima“, „das Arbeitsklima“, „das Familienklima“, „Atmosphäre“. Manchmal kann das Suffix „-artig“ für die Kennzeichnung einer Stimmung verwendet werden, z. B. bei „karneval-artiger“ oder „nachtclub-artiger“ Stimmung.

## 2. Stimmungen in den *Lausbubengeschichten*

Aufgrund des dialogischen Stils der *Lausbubengeschichten* werden hier Stimmungen nicht durch langwierige Beschreibungen des Wetters oder der Landschaft erzeugt. Stimmungen finden sich eher in den Dialogen selbst und in kurzen erzählerischen Szeneintroduktionen. In 14 Konflikteinheiten lassen sich vier Stimmungsbilder kategorisieren: überheblich/wichtigtueriesches Klima (achtmal), brav/unterwürfig/gedrückt (neunmal), argwöhnisch (fünfmal) und gelangweilt (einmal). Für das überheblich/wichtigtueriesche Klima gibt es keinen gängigen Begriff oder keine einzelne rhetorische Figur. Thoma beschreibt öfters Situationen, in denen Wichtigtu-

27 Vgl. Charlotte Bloch: *Flow: Beyond Fluidity and Rigidity. A Phenomenological Investigation*. In: *Human Studies* 23 (2000), S. 43–61.

28 Vgl. Mihaly Csikszentmihalyi: *Flow. The psychology of optimal experience*. New York: Harper & Row Publishers 1991. (= Harper Perennial Modern Classics.) Vgl. Bloch, *Flow*, S. 56.

erei und konzentriertes Hervorheben von symbolischem Kapital Konflikte auslöst. Thoma beschreibt diesbezüglich eine bürgerliche Welt, die auf Etikette, oberflächlicher Bildungsbeflissenheit und Scheinmoral aufbaut. Er stellt diese der einfachen, aber seiner Meinung nach ehrlichen Lebensweise der Landbevölkerung gegenüber. Dementsprechend werden in den Lausbubengeschichten Situationen entworfen, in denen Eltern oder Lehrer betont bemüht Umgangsformen an den Tag legen, die Stress und Anspannung erzeugen, da alle Interaktionsteilnehmer aufgefordert werden, dieses ambitionierte Gehabe und den angestregten Gestus zu teilen.

In einem Fall bemühen sich die Eltern von Gretchen Vollbeck (Herr und Frau Rat) – bei denen Ludwig und seine Mutter zu Besuch sind, damit der schlechte Schüler Ludwig bei Gretchen um Nachhilfe in Latein ansuchen kann –, ihre Tochter als besonders lerneifrig und bildungsinteressiert hinzustellen. Aber auch die Eltern selber streichen einen angestrengt vornehmen und bildungsbürgerlichen Charakter hervor. Dieser wirkt künstlich und wird offensichtlich bloß mit dem Ziel dargeboten, die Besucher als schlechter und weniger gebildet darzustellen. Man erinnert sich zum einen dabei an Bourdieus „Bildungsbeflissenheit des Kleinbürgers“<sup>29</sup> oder an das Etablierten-Außenseiter Modell, das dem „Etablierten“ ein Mehr an Selbstzwang, disziplinierter und angespannter Lebensführung abverlangt, damit er die überlegene Position halten kann.<sup>30</sup> Diese Habituskomponenten reichen jedoch nicht aus, um den Konflikt zu verstehen, der sich anbahnt. Die folgende Besuchsszene wird in ein bestimmtes Stimmungsbild getaucht:

„Vollbecks saßen gerade beim Kaffee, als wir kamen; Gretchen fehlte, und Frau Rat sagte gleich: ‚Ach Gott, das Mädchen studiert schon wieder, und noch dazu Scheologie.‘ Meine Mutter nickte so nachdenklich und ernst mit dem Kopfe, daß mir wirklich ein Stich durchs Herz ging und der Gedanke in mir auftauchte, der lieben alten Frau auch einmal Freude zu machen. Der Herr Rat trommelte mit den Fingern auf den Tisch und zog die Augenbrauen furchtbar in die Höhe.

Dann sagte er: ‚Ja, ja, die Scheologie!‘

Jetzt glaubte meine Mutter, daß es Zeit sei, mich ein bißchen in das Licht zu rücken, und sie fragte mich aufmunternd: ‚Habt ihr das auch in eurer Klasse?‘

Frau Rat Vollbeck lächelte über die Zumutung, daß andere Leute Kinder derartiges lernten, und ihr Mann sah mich durchbohrend an, das ärgerte mich so stark, daß ich beschloß, ihnen eines zu geben“. (Thoma, S. 6–7)

---

29 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 658.) S. 500–584.

30 Vgl. Norbert Elias und John L. Scotson: Etablierte und Außenseiter. Teilweise aus dem Englischen, teilweise aus dem Niederländischen von Michel Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.



In diesem Fall herrscht also nicht nur eine angespannte Stimmung aufgrund der Bildungsbeflissenheit der Vollbecks vor. Weil die Besucher angehalten werden, dem vorgeblich überlegenen Status der Gastgeber Respekt zu zollen, kann bei dieser Tischszene keine entspannte Stimmung entstehen. Die Familie agiert dabei ganz im Sinne Goffmans als „Team“. Die Mutter kommt der Aufforderung des Teams, Anerkennung zu zollen, mehrmals nach, indem sie etwa zu erkennen gibt, dass Gretchen ein Vorbild für Ludwig sei. Die Mutter versucht sich also in den Rhythmus der Gastgeberfamilie einzuklinken, was natürlich bedeutet, dass sie bei diesem Konzert eine untergeordnete und ehrerbietige Rolle zu spielen hat. Diese Situation kontrastiert aber auch das Konzept von Ehrerbietung („deference“), das Goffman „status rituals“ nannte.<sup>31</sup> Goffman hatte jedoch das Ideal der alten, bürgerlichen Umgangsformen in der angelsächsischen Welt im Auge. Statusgleiche Personen begegnen sich im öffentlichen Raum von gleich zu gleich und jede Person ist ausgestattet mit demselben Anspruch an Respekt und Bewahrung der eigenen Integrität. Thoma beschreibt eine noch weitgehend ständisch gegliederte Welt. Status und damit auch Ehrerbietung sind ungleich verteilt. Der Jüngere zollt dem Älteren, der Schüler dem Lehrer, die Frau dem Mann, der Bauer dem angesehenen Bürger mehr Respekt als umgekehrt. Das bedeutet aber nicht, dass in einer Welt von asymmetrischen Machtbeziehungen der Fluss der Interaktionen unrhythmisch oder wenig geschmeidig abläuft. Die Mutter akzeptiert (bis zu einem gewissen Punkt) ihre untergeordnete Rolle bei der Familie des Rates Vollbeck. Ludwig reagiert allerdings anders. Er ärgert sich über diesen Akt der Erniedrigung und beginnt gezielt, die Stimmung der Überlegenheit, die von den Vollbecks angestrengt aufgebaut wird, zu zerstören. Ludwig kontert: „Es heißt gar nicht Scheologie, sondern Geologie, und das braucht man nicht zu lernen“, sagte ich.“ (Thoma, S. 7)

Diese Bemerkung löst in der Mutter ein heftiges Schamgefühl aus. Herr Vollbeck kann jedoch seinen Ärger überspielen, indem er beginnt, Ludwig abzuqualifizieren und eine Ausrede für seine falsche Aussprache des Wortes Geologie darbietet. Er kann dadurch seinen hohen Status retten, denn die Mutter schließt sich keineswegs Ludwigs Meinung an. An diesem Beispiel tritt zu Tage, dass heftige Emotionen Stimmungen und den Interaktionsrhythmus bedrohen können. Wäre Herr Vollbeck nicht in der Lage, durch seinen Gegenangriff Ludwigs destruktiven Einwand zu neutralisieren und könnte sein Ärger ungehemmt ausgebrechen, so würde dies die Stimmung zerstören und damit auch die glanzvolle Performance der Familie Vollbeck. In den *Lausbubengeschichten* wiederholen sich derartige Szenen, die angespannte Stimmungen wiedergeben, weil Bildungseifer mit der Forderung nach Ehrerbietung kombiniert wird. Derartige Teamarbeiten treten zum Beispiel weiters auf, wenn der Schwager Ludwigs, ein Lehrer, der Ludwig nicht mag, bei jedem Besuch in der Familie sein Wissen mit lateinischen Floskeln zur Schau stellt, nur um seine Überlegenheit über Ludwig zu demonstrieren und dabei von seiner Frau, Ludwigs

31 Vgl. Erving Goffman: *Interaction Ritual. Essays on face-to-face behaviour*. Harmondsworth: Middlesex Penguin 1967. (= Penguin University books.) S. 56–76.

Schwester, unterstützt wird. Insgesamt wurden von mir acht derartige Stimmungen gezählt.

Die zweite dominante Kategorie von Stimmungen, die in den *Lausbubengeschichten* erfasst wurden, wird als „brav/unterwürfig/gedrückte Stimmung“ bezeichnet. Es handelt sich dabei, ebenfalls ähnlich der ersten Stimmungskategorie, um eine Art „angespannte“ Stimmung, allerdings mit einem bedeutenden Unterschied. Die bereits besprochene Stimmungskategorie tritt nur in Situationen auf, in denen eine dominante Gruppe als Team Ehrerbietung mit dem Ziel der Herabwürdigung anderer einfordert. Dabei geht vom dominanten Teil Aggressivität aus. Sie ist damit ein Versuch zur Situations- und Emotionskontrolle von Statusniedrigeren. Die „brav/unterwürfig/gedrückte Stimmung“ herrscht jedoch bei Statusritualen vor, in denen die dominierten Personen in Form von vorauseilendem Gehorsam freiwillig Unterwerfung signalisieren, ohne dabei von den Mächtigen in irgendeiner Weise aufgefordert zu werden. Diese Stimmung ist deshalb „brav“, weil sie zu keiner Auflehnung ermuntert, sondern im Gegenteil dazu demotiviert (z. B.: alle Schüler in einem Klassenraum, mit Ausnahme von Ludwig, mimen gegenüber dem Lehrer Strebertum). Sie ist deshalb „unterwürfig“, weil sie die Dominierten zur „freiwilligen“ Ehrbekundung anhält, dem Dominanten gegenüber außerordentlichen Entfaltungsraum bietet (z. B. Studenten oder Assistenten, die dem Professor in privater Begegnung stets zustimmen, die eigene Meinung zurückhalten und peinlichst darauf achten, dass auch alle anderen Gleichrangigen dieselben Unterwürfigkeit praktizieren). Die Stimmung ist deshalb „gedrückt“, weil die Dominierten (freiwillig) Impulsunterdrückung und Verzicht praktizieren und dies auch von den anderen statusgleichen Personen einfordern, um somit eine Schicksalsgenossenschaft der Unterwürfigkeit zu bilden. Bei der „brav/unterwürfig/gedrückten Stimmung“ geht somit emotionale soziale Kontrolle von den Dominierten aus und die Dominanten bleiben passiv. Zum Beispiel: Ludwig muss strafweise in den Ferien in eine niedrigere Schulklasse. Dort ist der Lehrer für kurze Zeit abwesend und überträgt einer Schülerin die zeitweise Aufsicht. Alle Schüler – außer Ludwig – akzeptieren dieses neue vorübergehende „Regime“. Gerade die vorherrschende Stimmung in der Klasse ärgert Ludwig und motiviert ihn, die zeitweise Autorität der eigentlich jüngeren Schülerin herauszufordern.

Argwohn ist eine weitere Stimmung, die erhoben werden konnte. Dabei handelt es sich um eine „Verstimmung“, die sich in den *Lausbubengeschichten* stets gegen Ludwig richtet. Mit Argwohn kann durchaus eine geteilte Stimmung bezeichnet werden und dementsprechend lässt sich auch die Metapher „Argwohn liegt in der Luft“ bilden. Damit ist eine böartige, voreingenommene Stimmung oder Einstellung gegen eine bestimmte Person gemeint. „Argwohn“ drückt auch Misstrauen, Verdacht oder eine schlimme Vermutung gegen jemanden oder etwas aus, weil sie hinter dem Tun eines anderen Feindseligkeit oder Unredlichkeit vermutet. Im Gegensatz zur rein „misstrauischen Stimmung“ herrscht bei der „argwöhnischen Stimmung“ innerhalb einer Gruppe auch eine gewisse Aggression gegen eine Person, der man misstraut,



vor. In gewisser Weise ist Argwohn eine Form von feindlich-misstrauischer Stimmung, die sich gegen eine Person richtet. Kemper meint, dass privilegierte Eliten immer versuchen, Verhalten und Emotionen der anderen zu kontrollieren und dass wütende Reaktionen nach einem Akt der Regelverletzung die Folge von Furcht vor Statusverlust darstellen.<sup>32</sup> Der Argwohn ist somit eine spezifische Form der Furcht, da zum einen noch keine Regelverletzung offenkundig wurde, sondern solche bloß als möglich oder wahrscheinlich erachtet wird. Argwöhnische Stimmungen treten in Thomas Text insgesamt fünfmal auf, davon in drei der fünf lang andauernden Konflikte, die aus einzelnen Konflikteinheiten bestehen. In einem Fall mischt Ludwig Brausepulver in den Nachttopf der Frau des Schulrektors. Da sein Onkel Franz, bei dem Ludwig wohnt, ein guter Bekannter des Professors ist, der Ludwig bloß aufgrund dieses Streiches schlechte Noten gibt, überträgt sich der Konflikt von der Schule nach Hause.

„Der Onkel Franz hat ihn [den Professor] gut gekannt und ist oft hingegangen zu ihm.

Dann haben sie ausgemacht, wie sie mich alle zwei erwischen können. Wenn ich von der Schule heimkam, mußte ich mich gleich wieder hinsetzen und die Aufgaben machen.

Der Onkel schaute mir immer zu und sagte: ‚Machst du es wieder recht dumm? Wart’ nur, du Lausub, ich komm dir schon noch.‘“ (Thoma, S. 25)

Hier hat sich der Groll des Professors gegen Ludwig auf den Onkel übertragen, der feindlich und argwöhnisch alles Tun Ludwigs beurteilt, wodurch wiederum weitere Konflikte ausgelöst werden. In einem anderen Fall hat Ludwig in den Ferien, als er wieder bei seiner Mutter wohnt, eine Forelle gestohlen.

„Da bin ich furchtbar geschimpft worden [von der Mutter], aber meine Schwester hat gesagt: ‚Was hilft es? Morgen fängt er etwas anderes an, und kein Mensch mag mehr mit uns verkehren. Gestern hat mich der Amtsrichter so kalt begrüßt, wie er vorbeigegangen ist. Sonst bleibt er immer stehen und fragt, wie es uns geht.‘“ (Thoma, S. 43)

Misstrauen wird hier aufgebaut, obwohl die Mutter Ludwig noch einmal eine Chance gibt. Jedenfalls bleibt das Verhältnis während der Ferien daheim gespannt. Und in einem nächsten Streich ist das Vertrauen der Mutter endgültig verspielt. In einem Fall herrschte die Stimmung der Langeweile vor, die Ludwig zur Ausführung eines Streiches motivierte.

---

32 Vgl. Theodore D. Kemper: Social Constructionist and Positivist Approaches to the Sociology of Emotions. In: American Journal of Sociology 87 (1981), S. 336–362.



## V. Fazit

Hier ist nicht der Ort, ein elaboriertes Stimmungskonzept vorzulegen. Wenn die soziologische Habitusforschung allerdings ernsthaft von den Stärken der Schriftsteller lernen will, Emotionen zu fassen, kommt sie nicht um eine Integration dieses Konzepts herum. Das Stimmungskonzept ist wohl nicht als Konkurrenzentwurf, sondern als Ergänzung zur Theorie des Habitus zu verstehen. Habituskonzepte zielen nämlich auf die Analyse körperlicher und leiblicher Aspekte des Sozialen ab. „Stimmungen“ umschreiben hingegen emotionsrelevante Details einzelner Situationen. Sie sind Auslösemechanismen latenter Charaktereigenschaften. In dieser Funktion schaffen sie dramaturgische Zusammenhänge. Schriftsteller verwenden hierfür semantische Techniken (z. B.: rhetorische Figuren, Umgebungsbeschreibungen) oder Sprachrhythmen. So können gefühlsmäßige Komponenten der sozialen Bindung auch bei der Darstellung von Situationen, die räumlich und zeitlich von einer Ausgangssituation entfernt liegen, dem Leser verständlich vermittelt werden. In den *Lausbubengeschichten* baut sich z. B. Groll gegen Ludwig in einer bestimmten Situation auf und wird in eine nächste mitgetragen oder entlädt sich hier in Form eines Wutausbruchs. Wie anhand der Analyse der *Lausbubengeschichten* gezeigt wurde, könnte durch eine Kombination des Habitus- und des Stimmungskonzeptes die Soziologie des abweichenden Verhaltens bzw. die Soziologie der sozialen Kontrolle unmittelbar profitieren. Durch sie können sowohl nichtkognitive Persönlichkeitsaspekte, Handlungsmotive, als auch Auslösereize für deviantes oder affektunkontrolliertes Verhalten adäquat erfasst werden. Stimmungen können von Individuen nur selten zur Gänze kontrolliert werden. Sie sind soziale Realitäten, denen man schwer entkommt. Sie sind aber auch Auslöser gewisser Dispositionen des Habitus, deren Analyse in der Soziologie noch weitgehend ausgeblieben ist.

## Literaturverzeichnis

AHRENS, HELMUT: Ludwig Thoma. Sein Leben, sein Werk, seine Zeit. Pfaffenhofen: Ludwig 1983.

BLOCH, CHARLOTTE: Flow: Beyond Fluidity and Rigidity. A Phenomenological Investigation. In: *Human Studies* 23 (2000), S. 43–61.

BOLLNOW, OTTO FRIEDRICH: Das Wesen der Stimmung. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 1988.

BRAITHWAITE, JOHN: Crime, Shame and Reintegration. Cambridge: Cambridge University Press 1989.



BOURDIEU, PIERRE: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 658.)

CSIKSZENTMIHALYI, MIHALY: Flow. The psychology of optimal experience. New York: Harper & Row Publishers 1991. (= Harper Perennial Modern Classics.)

COLLINS, RANDALL: Interaction Ritual Chains. Includes bibliographical references and index. Princeton; Oxford: Princeton University Press 2004. (= Princeton studies in cultural sociology.)

DÖRING-SEIPEL, ELKE: Stimmung und Körperhaltung. Eine experimentelle Studie. München: Beltz Psychologie Verlags Union 1996. (= Fortschritte der psychologischen Forschung. 34.) [Vorher: Kassel, Univ., Diss. 1995 u. d. T.: Der Einfluß von manipulierten Körperhaltungen auf dysphorische Stimmungen.]

ELIAS, NORBERT; SCOTSON, JOHN L.: Etablierte und Außenseiter. Teilweise aus dem Englischen, teilweise aus dem Niederländischen von Michel Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.

ELIAS, NORBERT: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1008.)

ELIAS, NORBERT: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Zivilisation. 19. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 159.)

GOFFMAN, ERVING: Interaction Ritual. Essays on face-to-face behaviour. Harmondsworth: Middlesex Penguin 1967. (= Penguin University books.)

GOFFMAN, ERVING: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer. München: Piper 1969. (= Piper Studienausgabe.)

GOTTFREDSON, MICHAEL R.; HIRSCHI, TRAVIS: A General Theory of Crime. Stanford: Stanford University Press 1990.

GUMBRECHT, HANS ULRICH: Stimmung in der Literatur. Strom ohne Ursprung. In: FAZ.NET/Feuilleton Geisteswissenschaften vom 1. Juli 2007.

HEINLE, FRITZ: Ludwig Thoma. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg: Rowohlt 1985. (= Rowohlt's Monographien. 80.)

KANT, IMMANUEL: Kritik der Urteilskraft. Mit einer Einleitung und Bibliographie herausgegeben von Heiner F. Klemme. Mit Sachanmerkungen von Piero Giordannetti. Hamburg: Meiner 2001. (= Philosophische Bibliothek. 507.)

KEMPER, TH. D.: Social Constructionist and Positivist Approaches to the Sociology of Emotions. In: American Journal of Sociology 87 (1981), S. 336–362.

KRAIS, BEATE; GEBAUER, GUNTER: *Habitus*. Bielefeld: Transcript 2002. (= Einsichten. Themen der Soziologie.)

KUZMICS, HELMUT; MOZETIČ, GERALD: *Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Konstanz: UVK 2003. (= Theorie und Methode. Sozialwissenschaften.)

LAKOFF, GEORGE; JOHNSON, MARK: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Aus dem Amerikanischen von Astrid Hildenbrand. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag 1997. (= Kommunikationswissenschaften.)

LAMNEK, SIEGFRIED: *Theorien abweichenden Verhaltens. Eine Einführung für Soziologen, Psychologen, Pädagogen, Juristen, Politologen, Kommunikationswissenschaftler und Sozialarbeiter*. 7. Aufl. München: UTB 2001. (= UTB für Wissenschaft. Uni-Taschenbücher. 740.)

LASLETT, PETER: *The Wrong Way through the Telescope: A Note on Literary Evidence in Sociology and in Historical Sociology*. In: *British Journal of Sociology* 27 (1976), Nr. 3, S. 319–342.

MAUSS, MARCEL: *Soziologie und Anthropologie. Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellungen, Körpertechniken, Begriff der Person*. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Bd. 2. Frankfurt am Main: Fischer 1989. (= Fischer Taschenbücher. 7432.)

PFAU, THOMAS: *Romantic Moods. Paranoia, Trauma, and Melancholy, 1790–1840*. Baltimore: John Hopkins University Press 2005.

SCHILLER, FRIEDRICH: *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*. Mit den Augustenburger Briefen. Herausgegeben von Klaus L. Bergahn. Stuttgart: Reclam 2000. (= Universal-Bibliothek. 18062.)

SCHMITT, RUDOLF: *Methode und Subjektivität in der Systematischen Metaphernanalyse*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social research* Bd. / Vol. 4 (2003), Nr. 3. Online: <http://www.binder.ph-karlsruhe.de/04.metaph/lekt+lit/schmitt03.metaphernanalyse.pdf> [Stand 2010-04-06].

SCHMITZ, HERMANN: *Der Leib, der Raum und die Gefühle. Ostfildern vor Stuttgart*: Ed. Tertium 1998. (= Arcaden.)

THOMA, LUDWIG: *Lausbubengeschichten. Tante Frida*. Mit Illustrationen von Olaf Gulbransson und einem Nachwort von Walter Schmitz. Stuttgart: Reclam 1993. (= Universal-Bibliothek. 8883.)

TURNER, JONATHAN H.; STETS, JAN E.: *The Sociology of Emotions*. Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press 2005.

WELLBERY, DAVID: *Stimmung*. In: *Ästhetische Grundbegriffe*. Herausgegeben von Karl-Heinz Barck [u. a.]. Bd. 5: *Postmoderne bis Synästhesie*. Stuttgart; Weimar: Metzler 2003.